

Nº 16 | Januar 2018

Konzepte

Magazin der
Hochschule Ravensburg-Weingarten



Hochschule
Ravensburg-Weingarten

Technik | Wirtschaft | Sozialwesen

Auf einen **Espresso** an
der **Dampfmaschine** mit ...

**Fotoshooting der
besonderen Art**

Der erste 3D-Körperscanner
an der Hochschule

**Marvin goes
Magdeburg**

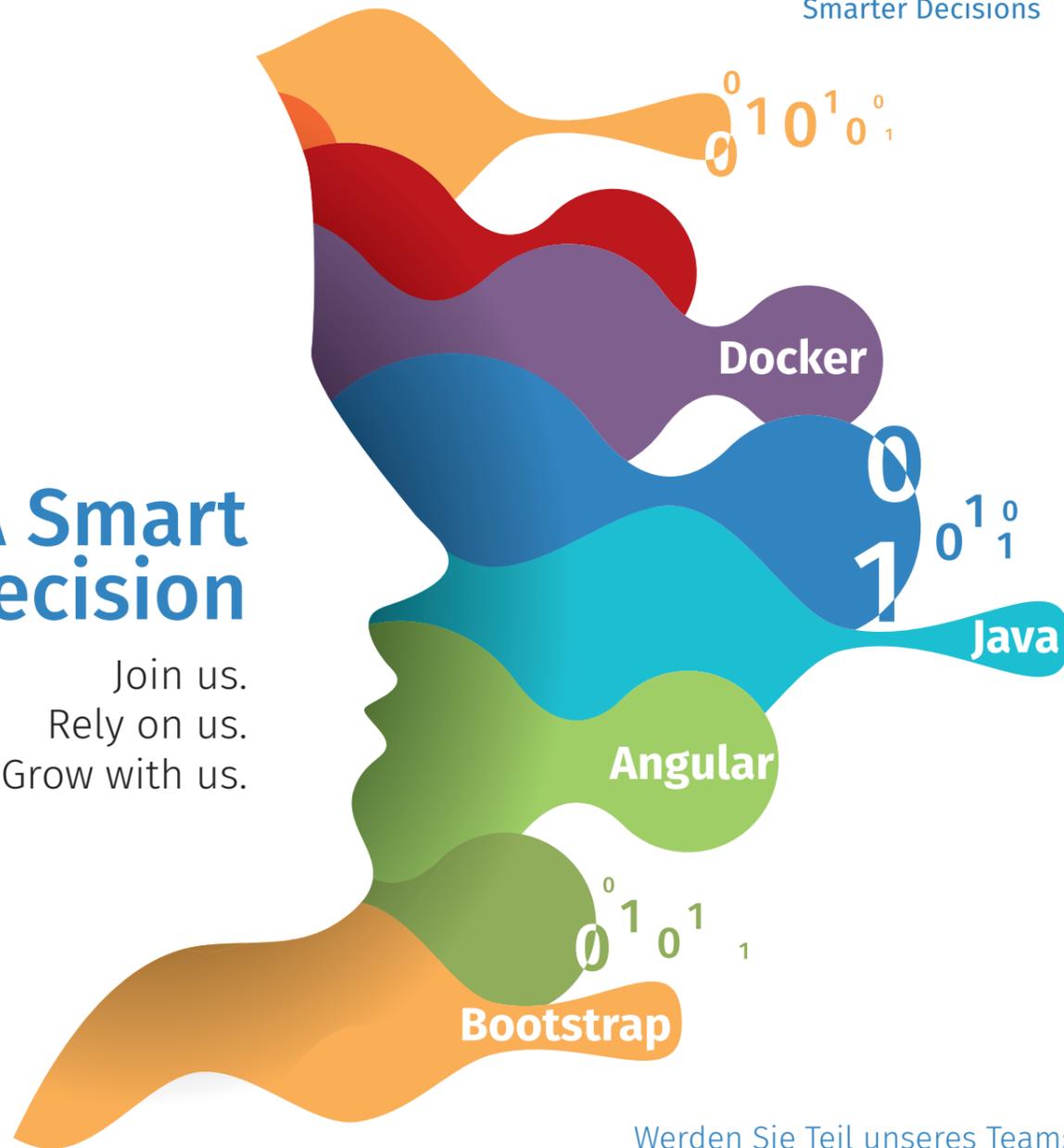
Robocup@Home –
Ein Tagebuch

**Und nach
dem Studium?**

Alumni: Minister, Musiker
und Manager

A Smart Decision

Join us.
Rely on us.
Grow with us.



Werden Sie Teil unseres Teams.

Jetzt als Developer (m/w) bewerben!

ACTICO ist ein führender international agierender Anbieter von Softwarelösungen und -technologien für das Decision Management. Das Unternehmen hat seinen Hauptsitz in Immenstaad am Bodensee und Tochtergesellschaften in den USA sowie Singapur.



Stand: 18.07.2017



Liebe Leserinnen und Leser,

unser Hochschulmagazin „Konzepte“ gewährt traditionell einen Blick, der etwas weiter hinter die Kulissen reicht. Studierende, Lehrende, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter berichten aus ihrem beruflichen oder studentischen Alltag, von Forschungsprojekten oder Auslandserfahrungen. Diese persönliche Perspektive verleiht auch unserer Hochschule ein persönliches Gesicht – oder besser gesagt: viele Gesichter.

In diesem Sinne sind etliche der Texte in Interview-Form geschrieben. Darin kommt eine Multiperspektivität zum Ausdruck, die in der Summe und gerade in ihrer Vielfalt uns als Hochschule ausmacht – Universitas im besten Sinne, groß und offen, bunt und nie abgeschlossen.

Wollte man sich auf die Suche nach etwas Verbindendem zwischen diesen vielen Teilen begeben, so könnte man auf die Veränderung stoßen. Zum Sinnbild dieser stetigen Entwicklung wird auf den folgenden Seiten unsere Dampfmaschine. Schon das Titelbild vollführt an ihr den Sprung von der industriellen zur digitalen Revolution. Die Interviewreihe „Auf einen Espresso an der Dampfmaschine“ schaut auf unsere Hochschule aus sehr unterschiedlichen Blickwinkeln. Incomings und Outgoings berichten von ihren interkulturellen Erfahrungen.

Die Alumni-Geschichten reichen vom Metal-Musiker bis zum Minister. Die Liste ließe sich fortsetzen. Im Zentrum steht sehr oft die Bereitschaft, sich auf unbekanntes Terrain zu begeben und eben dadurch etwas Neues zu ermöglichen.

Wir sind eine sehr lebendige Hochschule. Das vorliegende Heft ist der beste Beleg dafür. Mein Dank gilt all denen, die uns darin einen Einblick in ihr Leben und Schaffen gewähren und denen, die diese Geschichten in Wort und Bild aufbereitet haben. Bei der Lektüre wünsche ich viel Freude – und die eine oder andere Anregung zur Veränderung.

Professor Dr. Thomas Spägele
Rektor der Hochschule Ravensburg-Weingarten

Impressum
Herausgeber
Der Rektor der Hochschule Ravensburg-Weingarten
Prof. Dr.-Ing. Thomas Spägele

Redaktion
Christoph Oldenkotte, Projektleitung und Konzeption, v.i.S.d.P.
Katharina Koppenhöfer
Franziska Mayer

Anzeigen
Ute Nagel
T +49 (0)751 501 – 9552
F +49 (0)751 501 – 9880
ute.nagel@hs-weingarten.de

Autoren
Katharina Koppenhöfer | Franziska Mayer | Simone Müller
Ute Nagel | Christoph Oldenkotte | Lisa Kathan | Irena Schreyer
Jana Marie Schmid

©Fotos
Christoph Herrle | Katharina Koppenhöfer | Franziska Mayer
Simone Müller | Ute Nagel | Christoph Oldenkotte | Otto
Pfefferkorn | Andreas Tauscher | Robert Brixner | Felix Kästle
freiraumwerkstadt | Stiftung Liebenau u.a.

Gestaltung
Nicole Weissmann | www.designorganisation.de

Druck
Druckerei Stein | www.druckerei-stein.com

Auflage 4.000

©2018 Hochschule Ravensburg-Weingarten
Follow us on
facebook.com/hs.weingarten/
instagram.com/hs_ravensburgweingarten/

[STUDIUM & LEHRE]

- 6 Auf einen Espresso an der Dampfmachine
... mit zwei engagierten Studenten
- 8 Mit der Motorsäge durchs
Maschinenbaustudium
Wie das Abstrakte konkret werden soll
- 10 Wer spricht, lernt
Zwei Lehrmethoden geben dem „Schwätzen im Unterricht“
eine neue Dimension
- 12 Auf einen Espresso an der Dampfmachine
... mit dem Leiter der Seezeit-Mensa Weingarten
- 14 Bitte lächeln – ein „Fotoshooting“ der
anderen Art
Wie mit einem mobilen Körperscanner das Thema 3D
vorangetrieben wird
- 16 Wissenstransfer mal anders
Selbstständige Projekte zeigen: Studieren ist mehr als Vorlesung
und Seminar
- 18 Neu hier: Professorin Dr. Marlene Haupt
- 19 Neu hier:
Professorin Dr. Barbara Niersbach
- 20 Neu hier: Professor Dr. Frank Ermark
- 21 Auf einen Espresso an der Dampfmachine
... mit zwei Mitarbeiterinnen im Studierendenservice
- 22 Neu hier: Professor Dr. Markus Pfeil
- 23 Neu hier: Professor Jürgen Graef
- 24 Neu hier: Professorin Dr. Heike Willax
- 25 Auf einen Espresso an der Dampfmachine
... mit Professor Dr. Franz Brümmer
- 26 Kunst & Kommunikation
Studierende der Sozialen Arbeit beschäftigen sich mit
kreativen Kommunikationstechniken
- 27 Auftrag: Zeitreise
Wie die Titelseite dieser Konzepte-Ausgabe entstand
- 28 Geschmeidiger in die Kurve
Julian Borowski ist mit dem aktiven Stabilisator eine
echte Innovation gelungen

31 Die Maßschneiderei
So machte ein Unwetter in Vietnam zwei Studenten zu
Anzug-Experten

33 Auf einen Espresso an der Dampfmachine
... mit dem Oberbürgermeister der Stadt Weingarten

[FORSCHUNG]

- 34 Ertragreiches Forschungsprojekt
Das verbindet Bildverarbeitung, Pflege und Künstliche
Intelligenz
- 36 Marvin goes Magdeburg
Erfolgreiche Teilnahme des Informatik-Teams bei der
deutschen Robotik-Meisterschaft
- 42 Lebenslängliches Verständnis
Wie der Lebenszyklus eines Produktes in ein digitales
Gesamtmodell integriert werden soll



[CAMPUS]

- 44 Pimp my #hsweingarten
So soll die Hochschule als Lern- und Aufenthaltsort
attraktiver werden
- 47 Auf einen Espresso an der Dampfmachine
... mit der Hausmeisterin Daniela Dangel
- 48 Sicherheit im Datenschungel
Einblicke in die IT-Welt des Rechenzentrums
- 50 Ein ganz normaler Hochschulalltag!?
First Responder: Von der Vorlesung zum Notfalleinsatz und
wieder zurück
- 52 Mit Energie in die Zukunft
Neues Labor soll Erforschung der Elektromobilität fördern

[ALUMNI]

- 54 „Sie müssen gut sein und gut sein
und gut sein“
Außenperspektive: Die Stiftung Liebenau und ihr Blick auf
die Hochschule
- 56 Auf einen Espresso an der Dampfmachine
... mit der Dekanatssekretärin der Fakultät für Soziale Arbeit,
Gesundheit und Pflege



[INTERNATIONALES]

- 57 Tor zur Welt
So international ist die Hochschule Ravensburg-Weingarten
- 58 Leidenschaft für Elektronik
Ein isländischer Student lebt sie als Student und Musiker
- 61 Gekommen, um zu bleiben
Warum Diógenes Javier Pérez die Karibik gegen
Oberschwaben tauscht
- 63 Auf einen Espresso an der Dampfmachine
... mit dem Prorektor für Forschung, Internationales und Transfer
- 64 Viele Wege führen nach Weingarten
Schicksalhafte Fügung für Erine Eliana dos Santos Gomes
aus Kap Verde
- 67 „Mauldäschla“ ganz global
Das Hochschulmotto „Rural Base – Global Face“
kulinarisch umgesetzt
- 68 Der „Studentle“ und die Schnelligkeit
Wie ein Masterabsolvent aus Usbekistan kulturelle
Unterschiede erlebt
- 70 99 Luftballons und Dschinghis Khan
Einblicke in den Praktikumsalltag bei Volkswagen in Japan
- 73 Auf einen Espresso an der Dampfmachine
... mit Melanie Arsene, Mitarbeiterin im Technischen Betrieb
- 74 „Wie Soziale Arbeit in einem anderen Land
funktioniert“
So kann ein Auslandspraktikum in Ghana den fachlichen und
persönlichen Horizont erweitern

- 76 Der Gesellschaftsminister
Manne Lucha ist Vollblutbayer und Vollblutoberschwabe
- 78 „Ich spring raus, der Fallschirm öffnet
sich, daran glaube ich“
Silas Daiber berichtet über den Stand des 3D-Drucks in
Südostasien
- 80 Auf einen Espresso an der Dampfmachine
... mit Jörg Hübler, Laboringenieur an der Fakultät
Maschinenbau
- 81 „Mit Menschen kann ich“
Wie ein Fahrzeugtechnikabsolvent Personalchef wurde
- 82 Die E-Skater vom Bodensee
Absolventen entwickeln weltweit erste E-Achse für
Longboards
- 84 Vom Hochschul-Tonlabor auf
internationale Musikbühnen
Wie Soziale Arbeit und Heavy Metal zusammenpassen



[HOBBY & FREIZEIT]

- 85 „Ich lebe gerne im Hier und Jetzt“
Warum Hochschulmitarbeiterin Anja Mayr trotzdem ab und zu
in die Welt des Mittelalters eintaucht
- 86 Beyond the Campus
Wie präsent die Hochschule in der Region ist
- 88 Vernetzte Mobilität als Hobby
Akademischer Mitarbeiter baut sein E-Bike selbst
- 89 Auf einen Espresso an der Dampfmachine
... mit dem Vorsitzenden des Hochschulrates Dr. Michael Paul
- 91 Hochzeit in Indien
Foto des Jahres

„Vielen ist nicht bewusst,



Sie steht mitten im Foyer und ist zum Wahrzeichen der Hochschule geworden: die Dampfmaschine, Baujahr 1898, bis 1969 in der Ravensburger Brauerei Leibinger im Einsatz. Auch wenn sie dinosauriergleich aus der Zeit gefallen scheint, so verbinden sich mit ihr doch Assoziationen, die in einer globalisierten, digitalisierten Welt Anknüpfungspunkte bieten: industrielle Revolutionen und ihre Auswirkungen auf das menschliche Miteinander, Volldampf und Erfindergeist, Beschleunigung und die Gewissheit, dass die einzige Konstante die Veränderung ist. Die Interviewreihe „Auf einen Espresso an der Dampfmaschine“ greift diesen Assoziationsraum auf und betrachtet die Hochschule aus sehr unterschiedlichen Perspektiven. Auf den nächsten beiden Seiten ist es der Blick von zwei engagierten Studenten: Harry Heinrich, 34 Jahre alt, Mitglied des Studierendenparlaments und Dennis Mager, 29 Jahre alt, Vorsitzender des Studierendenparlaments.

Franziska Mayer: Was ist für Sie – in einem Satz – die Hochschule Ravensburg-Weingarten?

Dennis Mager (rechts): Für mich ist sie ein wichtiger Lebensabschnitt.

Harry Heinrich: Das in einem Satz zu beschreiben ist schwierig. Der Kontakt zwischen den Studierenden und den Professoren ist an der HRW viel persönlicher als an einer großen Uni, wie zum Beispiel Kassel, wo ich eine Zeit lang Geschichte und Politik studiert habe. So wie es hier läuft, habe ich mir mein Studium immer gewünscht.

Seit wann und was studieren Sie hier an der Hochschule?

Dennis: Ich studiere Technik-Entwicklung im fünften Semester. Nach meiner Ausbildung zum Elektroniker habe ich einige Jahre in der Elektrotechnik, genauer in der Robotik, gearbeitet. Dann hatte ich aber Lust auf ein Studium, weil mir die Vielfalt gefehlt hat. Bewusst fiel meine Entscheidung auf die Hochschule Ravensburg-Weingarten. Mir gefällt die Kombination aus starkem Grundstudium und der thematischen Breite.

Harry: Das ist jetzt mein viertes Semester Soziale Arbeit. Eigentlich war mein Plan, nach München zu gehen, aber dann habe ich eine Bekannte getroffen, die hat mir das Studium hier in Weingarten empfohlen. Ich habe diesen Schritt nicht bereut.

Über das Studium hinaus sind Sie sehr aktiv in der Verfassten Studierendenschaft (VS).

Harry: In meinem ersten Semester an der Hochschule bin ich der Einladung meiner Fachschaft gefolgt. Überraschenderweise bin ich dann direkt in das Vorstands-Team der VS gewählt worden.

Dennis: Ich engagiere mich seit dem zweiten Semester in der Fachschaft unserer Fakultät Technologie und Management. Seit meinem

dritten Semester bin ich als deren studentischer Vertreter im Studierendenparlament (StuPa). Aktuell bin ich studentischer Vertreter im Senat und Vorsitzender des StuPa.

Was ist die Verfasste Studierendenschaft, was passiert im StuPa und was genau macht der AstA?

Dennis: Die VS sind alle Studierenden unserer Hochschule. Für Interessenvertretung und Selbstverwaltung der Studierenden dient das StuPa. Damit die Meinung und Interessen der Studierenden gegenüber der Hochschule und der Öffentlichkeit Gehör finden, sitzen weitere studentische Vertreterinnen und Vertreter in den wichtigen Gremien der Hochschule, also im Senat und in den Fakultätsräten. Einmal im Jahr werden diese Vertreter von den Studierenden gewählt.

Harry: Das StuPa ist für die Verteilung der Gelder und die Verwaltung der VS zuständig. Die zwölf Mitglieder setzen sich aus vier Direktkandidaten, den vier in den Senat gewählten Vertretern und jeweils einem Vertreter aus den vier verschiedenen Fachschaften zusammen. Die StuPa wählt den Allgemeinen Studierendenausschuss, kurz AstA. Der AstA setzt sich aus dem ersten und zweiten Vorsitzenden sowie den Finanzreferenten zusammen.

Sie führen viele Gespräche mit den Verantwortlichen der Hochschule: Um welche Themen geht es dabei, was bewegt die Studierenden an der HRW?

Harry: Bei Problemen versuchen wir, zwischen Studierenden und Lehrenden zu vermitteln. Schön ist, dass vielen Professoren die Meinung der Studierenden wichtig ist. Dabei können wir einiges bewegen!

Dennis: Immer wieder führen die Umstellungen in den Modulen oder den Studienprüfungsordnungen zu Problemen. Da wir ein sehr gutes

was man an der Hochschule bewirken kann“



Foto: Christoph Ollendörfer

Verhältnis zu den offiziellen Stellen haben, kann vieles auf unkompliziertem Weg geregelt werden.

Hinter uns das riesige Schwungrad der Dampfmaschine: Was ist der Antrieb für Ihr Engagement?

Dennis: Mein Credo: Bevor man rummeckert, sollte man sich lieber aktiv einbringen und Kritik da anbringen, wo sie hingehört. Da braucht man schon eine gewisse Motivation und Ehrgeiz aber ich finde, man nimmt dabei viel für sich persönlich mit. Zum Beispiel lerne ich, wie mit anderen zusammen Kompromisse gefunden und Ziele erreicht werden können. Und ganz nebenbei erfährt man auch noch viel über Paragraphen, Recht und Verwaltung.

Harry: Was ich so toll finde: Man kriegt einen Blick hinter die Kulissen der Hochschule. Die gemeinsame Arbeit im Studierendenparlament schweißt außerdem zusammen. Wir sind eine gute Community, wir unternehmen auch privat viel miteinander.

Wie kriegen Sie hochschulpolitisches Engagement, Studium und Freizeit unter einen Hut?

Harry: Wie gesagt, das vermischt sich. Eigentlich bleibt neben dem Studium viel Zeit für ein Engagement in der Hochschulpolitik. Auch wenn es sich anfühlt wie ein Full-Time-Job, ist es auch ein Hobby für mich. Außerdem studiert man mit den ganzen Aufgaben in der VS bewusster, man lernt, Prioritäten zu setzen.

Dennis: Genau, Zeitmanagement ist alles. Zeitmangel ist keine Ausrede. Aber leider ist vielen nicht bewusst, was man an der Hochschule bewirken kann.

Die Dampfmaschine steht auch für Fortschritt und Veränderung. Welche Veränderungen nehmen Sie hier an der Hochschule wahr?

Dennis: In Zukunft wird es wohl immer mehr wirtschaftsbezogene Studiengänge geben. Das Interesse an technischen Studiengängen wird noch mehr abnehmen, weshalb diese stärker gefördert werden sollten.

Harry: Wir befürchten, dass durch diese Entwicklung die Vielfalt der Studiengänge, ein Markenzeichen unserer Hochschule, verloren geht. Bei der aktuellen Hochschulfinanzierung liegt der Schwerpunkt auf diesen populären Studiengängen, meist mit Wirtschaftsbezug. Das geht meiner Meinung nach auf Kosten der Studiengänge, welche vielleicht auch für die Region Bodensee-Oberschwaben mit ihren vielen Unternehmen von Vorteil wären.

Sie beide stehen aber bestimmt auch mal unter Hochdruck, wie die Dampfmaschine, oder?

Harry: Bei dem Finanzhaushalt etwa stehen wir unter Druck, da dieser bis September stehen muss. Bei allen Freiheiten, die wir als eine von der Hochschule unabhängige Teilkörperschaft haben, zwingt uns hier das Landeshochschulgesetz, dass jeder Cent stimmen muss. Oder die Ersti-Woche, die noch in den Semesterferien organisiert wird.

Dennis: Wir führen viele hochschulpolitische, fachliche, kulturelle und sportliche Aktivitäten durch. Die Frage ist: Wann stehen wir nicht unter Druck? (lacht)

Mit der Motorsäge durchs Maschinenbaustudium

Von Christoph Oldenkotte

„Und wofür brauch' ich das später mal?“ – Auch wenn sich wahrscheinlich nicht jeder traut, diese vermeintliche Ignoranten-Frage zu stellen, gedacht haben es wohl die meisten schon. Der in manchen Fächern schwer zu erkennende Praxisbezug wurde von der Fakultät Maschinenbau als Schwierigkeit nicht nur erkannt, sondern regelrecht empirisch nachgewiesen. Die Antwort der Beteiligten auf dieses Problem ist denkbar einfach, und dabei im wahrsten Sinne des Wortes einschneidend.

1. Die Analyse

2017 wurden 105 Studierende der Fakultät M am Ende ihres ersten Semesters befragt. Zudem fanden standardisierte Interviews statt. Dabei ging es um die Motive für die Aufnahme des Studiums, um die Motivation in den Grundlagenfächern und die Querverbindungen zwischen den Fächern sowie zwischen den Lehr- und Lern-Materialien. Auch wenn Zusammenfassungen solcher Erhebungen notgedrungen zu einer gewissen Unschärfe führen, es kristallisierten sich einige zentrale Ergebnisse heraus:

- Die Studienanfänger kommen aus einem sehr heterogenen Bildungshintergrund.
- Die Motivation zur Aufnahme des Studiums sowie in den Grundlagenfächern wird mehrheitlich extrinsisch begründet.
- Abstrakte Lehrinhalte in Fächern wie Mathematik, technische Mechanik und Thermodynamik machen den Studierenden zu schaffen, gleichzeitig wird von ihnen ein höherer Grad an selbstständigem Lernen verlangt.
- Querverbindungen zwischen Lehrinhalten, einzelnen Fächern und zum späteren Berufsfeld sind für die Studierenden oftmals kaum ersichtlich.
- Es herrscht eine große Heterogenität bezüglich des Lern- und Arbeitsverhaltens sowie bei den verwendeten Lernmaterialien.

2. Die Ziele

„Die Umfrage untermauerte, was wir in der Lehre natürlich schon beobachtet hatten“, sagt Professor Dr. Ralf Stetter, Dekan der Studiengänge „Fahrzeugtechnik PLUS“ und „Produktentwicklung im Maschinenbau“. Als es dann so schwarz auf weiß auf dem Papier stand, wurden folgende, zentrale Ziele formuliert:

- Die Vernetzung des Fächerkanons sowie das Aufzeigen von Querverbindungen zum späteren Berufsfeld
- Die Förderung von reflektierendem, praxisnahem und problemorientiertem Lernen

Doch wie all das gleichzeitig in die Tat umsetzen? Basierend auf einer ersten Idee von Professor Dr. Edmund Böhm lag die Antwort denkbar nah, und zwar – so banal sich das anhört – in der Umkehrung des Problems: Das Abstrakte muss konkret werden. Und aus den verschiedenen

Perspektiven, sprich Fächern, muss sich der Blick auf das immer gleiche, konkrete Beispiel richten. Das „Produktleitbeispiel“ war geboren. „Der kontinuierliche Wechsel zwischen abstrakter Grundlagenvermittlung und problemorientiertem Lernen führt schließlich stufenweise zu einer Förderung der Abstraktionsfähigkeit“, sagt Professor Dr. André Kaufmann, der das Projekt zusammen mit Ralf Stetter von Professorenseite begleitet.

3

3. Die Kettensäge

Auf der Suche nach einem Produkt, das sich in besonderem Maße als Leitbeispiel eignet, machte schließlich die Kettensäge das Rennen. „Mit ihr decken wir viele Bereiche des Maschinenbaustudiums ab. Es lässt sich verdeutlichen, welche Prozesse bei der Entwicklung eines technischen Produktes eine Rolle spielen, und welche Lehrinhalte dem jeweiligen Prozess zugeordnet werden können“, sagt der wissenschaftliche Mitarbeiter Markus Dumschat. Dadurch zeige sich die Breite des Wissensspektrums bei nur einem Produkt, und warum vermeintlich uninteressante Fächer ihre

Berechtigung im Studium haben. „Zudem erlaubt die kompakte Bauweise der Kettensäge ihren unkomplizierten Einsatz im Hörsaal.“ „Hinter dem Effekt der Veranschaulichung steckt ein ausgeklügeltes, didaktisches Konzept“, ergänzt Martin Preußentanz, der das Projekt als Mitarbeiter der Hochschul-Didaktik begleitet. Das selbstständige Lösen realitätsnaher Probleme diene als motivierender Anreiz für den Lernprozess. „Die einzelnen Lehrveranstaltungen und somit den eigenen Lernfortschritt in ein größeres Ganzes einordnen zu können und am Prüfstein der Realität zu schleifen, bildet zugleich Ansporn und Attraktivität dieses Lehrkonzepts.“ Bei der Ausarbeitung der Lehr- und Lernmaterialien kooperiert die HRW mit den Ingenieurpädagoginnen an der Pädagogischen Hochschule Weingarten. Zusammen werden multimediale Lehr- und Lernmaterialien erarbeitet und für unterschiedliche Lerntypen speziell auf das Produktleitbeispiel ausgerichtet. So wird beispielsweise im Bereich der technischen Mechanik die Schwerpunktberechnung am Beispiel der Kettensäge durchgeführt.



4. Die Unterstützer

Das Projekt „Vernetzung des Fächerkanons durch ein Produktleitbeispiel“ ist nur eine von insgesamt drei hochschuldidaktischen Maßnahmen, mit denen die HRW an der Ausschreibung des Landes „Wissenschaft lernen und lehren“ – kurz „WILLE“ – teilnahm. Alle drei WILLE-Projekte aus Weingarten wurden bewilligt und somit vom Ministerium für Wissenschaft und Kunst Baden-Württemberg gefördert. Durch die Kettensäge als Produktleitbeispiel bot sich die Zusammenarbeit mit einem schwäbischen Traditionsunternehmen an: Seit April 2017 unterstützt die Firma Stihl aus Waiblingen das Projekt mit diverser Equipment und ihren langjährigen Erfahrungen sowie ihrem umfassenden Know-how in dieser Branche.

5. Der Auftakt

So ein bisschen mag bei der Entscheidung für das grobe Holzfällwerkzeug auch die Faszination für diese Maschine eine Rolle gespielt haben. Und diese Rechnung ging auf: Die 85 Erstsemester der Fakultät Maschinenbau staunten nicht schlecht, als bei ihrer Einführungsveranstaltung plötzlich eine Kettensäge im Hörsaal ertönte. „Wir haben die Lizenz zum Lautsein“, so Dumschat. Wie sich die Säge durch einen massiven Stamm frisst, als wäre es ein Stück Butter, das hat einfach immer wieder aufs Neue etwas Fesselndes. Einschneidend wird die Säge fortan auch für das Studium sein. Immer wieder wird sie den Studierenden begegnen und den Brückenschlag aus der Theorie in die Praxis ermöglichen. Vermutlich werden die jungen Maschinenbauer später, wenn sie eine Motorsäge auch nur in der Ferne hören, an all die Formeln und Gesetze denken, die sie während ihres Studiums gelernt haben.

Wer spricht, lernt

Hochschullehre weiterentwickeln: Die Fakultät Technologie und Management sammelt Erfahrungen mit den Methoden „Peer Instruction“ und „Just in Time Teaching“

Von Christoph Oldenkotte und Irena Schreyer

Zeiten ändern sich. Und mit ihnen die Menschen. Nimmt man diese etwas triviale Beobachtung ernst, so müssen sich auch die Methoden derer weiterentwickeln, die mit Menschen arbeiten. Und das wiederum ist alles andere als trivial. Entsprechend ausführlich lassen sich beispielsweise auch Techniken im Bereich der Lehre diskutieren. An der Hochschule in Weingarten wird dieses Gespräch über die Weiterentwicklung von Lehre aktiv geführt, und so gingen im vergangenen Jahr unter dem gemeinsamen Namen „Personal Mastery“ vier Pilotprojekte an den Start. In der Fakultät Technologie und Management etwa sollen Studierende im Prozess der Wissensaneignung eine deutlich aktivere Rolle einnehmen.

Um Studierende in den Anfangssemestern zu unterstützen, hat die Hochschule Ravensburg-Weingarten das vom Land Baden-Württemberg geförderte Projekt „Personal Mastery“ gestartet. „Insbesondere in den Ingenieurwissenschaften tun sich die Studierenden am Anfang schwer mit Grundlagenfächern“, sagt Jochen Weißenrieder, der „Personal Mastery“ zusammen mit Irena Schreyer und Martin Preußentanz hochschuldidaktisch koordiniert. Das Programm besteht aus vier Teilprojekten, die auf die vier Fakultäten der Weingartener Hochschule verteilt sind. Die in der Fakultät Technologie und Management realisierte Maßnahme nennt Martin Preußentanz einen „didaktischen Dreiklang aus ‚Peer Instruction‘, ‚Classroom Response Systemen‘ und ‚Just in Time Teaching‘.“ Hört sich ziemlich kompliziert an. Was verbirgt sich dahinter?

Zusammenhänge werden gemeinsam hergeleitet

Das Ziel ist, der steigenden Heterogenität in den Gruppen spezifischer zu begegnen und ein analytisches Verständnis bei den Studierenden in den Fokus zu rücken. Das Just in Time Teaching (JiTT) übernimmt dabei eine vorbereitende Rolle. Die Studierenden erhalten im Vorfeld der Lehrveranstaltung online Materialien, um sich einzuarbeiten. Im Gegenzug können sie Fragen direkt zurückspielen, sodass auch auf Seite der Lehrenden schon im Vorfeld klar wird, wo die wesentlichen, offenen Fragen bestehen.



In der Fakultät Technologie und Management wird die Peer Instruction-Methode seit dem Sommersemester 2017 erprobt. Professor Dr. Alexander Dühnfort arbeitet damit beispielsweise in seiner Veranstaltung zum Thema Steuerrecht.

Nach den Ausführungen durch die Professorin oder den Professor kann dann in der Lehrveranstaltung über die Classroom Response Systeme schnell und unkompliziert ein Meinungsbild abgefragt werden. Eine Multiple-Choice-Frage wird von den Teilnehmerinnen und Teilnehmern einfach am Smartphone oder Tablet beantwortet. Das Ergebnis wird unmittelbar in Form eines Balkendiagramms projiziert. „Die Anonymität an dieser Stelle ist sehr wichtig“, sagt Irena Schreyer, „dadurch ist die Schwelle zur Meinungsäußerung viel niedriger und erfahrungsgemäß die Beteiligung deutlich höher.“

Im ersten Schritt überlegt also jeder noch für sich selbst. Die Ergebnisse der Umfrage werden dann in kleinen Gruppen, den Peers, diskutiert (PI). Das Ziel ist also, dass die Studierenden über den Stoff ins Gespräch kommen, sich gegenseitig die Zusammenhänge herleiten und erklären. Bei einer erneuten Umfrage liegen in der Regel deutlich mehr Antworten richtig. Die Studentinnen und Studenten führen sich also selbst zur richtigen Antwort. „Die Gruppenarbeit setzt viel Energie frei. Die passive Rolle wird abgelegt“, sagt Irena Schreyer, die die Lehrenden bei der Einführung dieser didaktischen Methoden begleitet. „Die Studierenden tauschen sich



wirklich über das Fachliche aus, vor allem sind sie mit Spaß dran“, zieht auch Professor Dr. Alexander Dühnfort ein positives Fazit.

Sieht aus wie Handysucht in der Vorlesung. Heißt aber Classroom-Response und ist Teil einer Lehrmethode namens Peer Instruction.

„Je heterogener die Gruppe ist, desto besser eignet sich die Kombination aus JiTT und PI“, sagt Professor Dr. Elmar Junker, der von der Hochschule Rosenheim nach Weingarten gekommen war, um von seinen Erfahrungen zu berichten. Im Rahmen seines Workshops übernahmen die teilnehmenden Professorinnen und Professoren die Rolle der Studierenden. So sollten sie sich mit der Entstehung der Mondphasen und der Mondfinsternis vertraut machen. In ihren Peer Gruppen überprüften sie dann, nach einer Erklärung durch den Dozenten, ihr Wissen. Bei diesem Experiment waren sie alle einig: „Der scheinbar einfache Zusammenhang wurde tatsächlich erst durch das eigene Sprechen verstanden.“ Das „Schwätzen im Unterricht“, wie der Oberschwabe sagen würde, erhält damit eine ganz neue Dimension.



Wenn aus Lehrenden Lernende werden: Gäste von der Hochschule Rosenheim gaben in Weingarten unter dem Motto „aktivierende didaktische Methoden“ ihre Erfahrung weiter.

„Unsere Käsespätzle sind der Renner“

Dieter Seebold

Leiter der Seezeit-Mensa Weingarten



Foto: Christoph Oldenkotte

Franziska Mayer: Was ist für Sie – in einem Satz – die Hochschule Ravensburg-Weingarten?

Dieter Seebold: Ich nehme die Hochschule als kleine, aber gut organisierte Einrichtung wahr, die sich immer stärker unter den besten Hochschulen Deutschlands etabliert und insgesamt internationaler wird.

Seit wann arbeiten Sie an der Hochschule?

Die Leitung der Mensa habe ich vor zehn Jahren übernommen. Davor war ich acht Jahre lang bei der Stiftung Liebenau. Meine Ausbildung als Koch habe ich im Hotel Löwen in Kißlegg gemacht. Nach Stationen im Schwarzwald und in Stuttgart habe ich in Heidelberg noch zwei Semester an der Hotelfachschule studiert.

Ist die Bezeichnung „Koch“ dann überhaupt korrekt in Ihrem Fall, wenn Sie studiert haben?

Nicht ganz, im Prinzip bin ich staatlich geprüfter Gastronom bzw. Küchenmeister.

Sie standen schon in ganz vielen verschiedenen Küchen. Was hat Sie wieder zurück in die Heimat – Sie stammen aus Bad Waldsee – gebracht?

Ich liebe einfach die Weite von Oberschwaben und die barocken Städtchen. Jedes von ihnen hat etwas Besonderes.

Was schätzen Sie an Ihrer Arbeit? Was ist Ihr täglicher Antrieb?

Es ist eine vielfältige und kreative Arbeit in einem tollen Team und mit dankbaren Gästen. Bei der Erstellung der Speisepläne habe ich viel Freiheit. Außerdem ist es schön, eine direkte Rückmeldung von den Gästen zu bekommen, ob das Essen geschmeckt hat. Mein Ziel ist es, dass kein Essen übrig bleibt.

Das erfordert ja eine genaue und gute Planung. Wie kriegen Sie das hin?

Die Anzahl der Essen täglich richtig einzuschätzen, ist wohl die größte

Herausforderung bei meiner Arbeit, neben der Dokumentation des Warenflusses und der Einhaltung der Hygienevorschriften. Wir haben da aber Gott sei Dank digitale Unterstützung. In der Datenbank von Seezeit Studierendenwerk Bodensee sind zum Beispiel über 3.000 Rezepte hinterlegt, auf die ich und meine Kollegen in Ravensburg, Friedrichshafen und Konstanz zugreifen können. Auf einen Knopfdruck generiert das Programm eine Einkaufsliste mit den richtigen Mengenangaben – basierend auf menschlichen Erfahrungswerten. Regelmäßige Treffen mit meinen Kollegen sind da natürlich wichtig, um Rezepte zu optimieren.

Die Digitalisierung hält also auch Einzug in Ihrer Mensaküche?

Ja, die sogenannten „Self-Cooking-Center“, wie wir unsere Küchengeräte nennen, machen teilweise schon Sachen allein, wenn man sie entsprechend programmiert. Das ist natürlich eine Arbeitserleichterung. Immerhin gehen in einer guten Woche 2.500 Essen über unsere Theke, an einem Spitzentag 700 Portionen.

Die Dampfmaschine steht für Fortschritt und Veränderung. Welche Veränderungen nehmen Sie hier an der Hochschule wahr?

Es hat sich in den letzten Jahren viel im Innenleben der Mensa, also Ausstattung und Technik, getan. Was das Essen betrifft: Wir als Mensa wachsen mit unserem Publikum und ich merke, die Hochschule wird immer internationaler. Eine Konsequenz ist, dass die Nachfrage nach Schweinefleisch zurückgeht. Wir setzen daher vermehrt Gerichte mit Puten- oder Rindfleisch auf den Speiseplan. Vegetarische und vegane Angebote werden auch beliebter. Wir sind da immer auf der Suche nach interessanten Gerichten. Egal, ob mit Fleisch oder ohne, die Qualität ist uns als Mensateam wichtig.

Was sind die „Topseller“ der Mensa Weingarten?

Das Schnitzel ist sehr beliebt, aber unsere selbstgemachten Käsespätzle sind der absolute Renner. Da wird das Fleisch gerne links liegen gelassen. Ich bin da echt stolz, dass wir hier in Weingarten den Spätzle-teig noch selbst machen.

GREAT PLACE TO WORK®



HMS

Die HMS Networks Gruppe ist ein schnell wachsender und international führender Anbieter im Bereich der industriellen Automatisierungstechnik. Wir sind an der schwedischen Börse gelistet, beschäftigen mehr als 500 Mitarbeiter in 12 Ländern weltweit und verfolgen gemeinsam ein Ziel: „Connecting Devices“.

Die HMS Technology Center Ravensburg GmbH ist Teil der schwedischen HMS Networks Gruppe und beschäftigt mehr als 80 engagierte und motivierte Mitarbeiter. Innerhalb der HMS Gruppe sind wir verantwortlich für die Neu- und Weiterentwicklung aller Produkte rund um die Marke IXXAT. Die Marke IXXAT steht dabei für Produkte und Lösungen zur Datenkommunikation innerhalb von Maschinen und im Automobil.

Unsere Technologieschwerpunkte liegen auf CAN, Industrial-Ethernet und Safety. Daneben werden in Ravensburg kundenspezifische Produkte und Systemlösungen entwickelt sowie neue Technologien zum Beispiel im Umfeld von Industrial IoT erkundet.

Dein Kontakt:

HMS Technology Center Ravensburg GmbH
Eva-Marie Lewis, HR Manager
Tel.: +49 721 989777-130
personal@hms-networks.de

Hungrig auf neue Technologien? Dann bist Du bei uns genau richtig!

Wir freuen uns über engagierte und qualifizierte Studenten, die zurzeit in einem der folgenden oder vergleichbaren Bereiche studieren

- Informations- und Kommunikationstechnik
- Elektrotechnik
- Technische Informatik

und auf der Suche sind nach

- einer Bachelor-/Masterarbeit
- einem Praxissemester

Mit HMS hast Du die Möglichkeit in einem wachstumsstarken und internationalen Unternehmen zu arbeiten. Bei uns kannst Du Deine Fähigkeiten in einem innovativen und dynamischen Umfeld weiterentwickeln.

Dich erwarten abwechslungsreiche und spannende Aufgaben an einem modern ausgestatteten Arbeitsplatz mit einer individuellen Einarbeitung, einer attraktiven Vergütung und vielem mehr. Gerne stellen wir Dir unsere aktuellen Themen für mögliche Abschlussarbeiten vor. Darüber hinaus sind wir offen für Deine eigenen Themenvorschläge.

Neugierig geworden?
Dann...

...get connected!
www.hms-networks.de



Bitte lächeln – ein „Fotoshooting“ der anderen Art

Elektrotechnik-Student entwickelt mit Unterstützung des FabLab Weingarten mobilen 3D-Körperscanner

Von Franziska Mayer

Position einnehmen, gespanntes Warten, nach zwei bis drei Sekunden gehen die LED-Lichter an. Von da an heißt es, den Körper möglichst still zu halten. Einen kurzen Augenblick dauert es, dann sind die Lichter wieder aus. Während dieser Zeit machen 48 kleine Kameras – angebracht an acht Säulen – gleichzeitig 48 Einzelfotos. Mit der Zusammenführung dieser Fotos entsteht schließlich ein 3D-Bild des gescannten Körpers. Ein leistungsfähiger Computer und eine spezielle Fotogrammetrie-Software sind dafür notwendig. Es ist die Funktionsweise des ersten Körperscanners an der Hochschule.



Zwischen acht Säulen mit 48 Kameras Position einnehmen: der mobile 3D-Körperscanner der Hochschule.



André Soares, ehemaliger Student der Elektrotechnik/Physik PLUS an der Hochschule Ravensburg-Weingarten, entwickelte diesen Körperscanner mit Unterstützung des FabLab Weingarten im Rahmen seiner Abschlussarbeit. Im Foyer des Hauptgebäudes präsentierte er im Sommersemester 2017 seine Ergebnisse. Viele Studierende waren neugierig und ließen sich in der Vorlesungspause 3D-scannen. „Ich fand das Abschlussprojekt deshalb so spannend, weil es ziemlich viele Themengebiete der Hochschule vereint: von Angewandter Informatik bis hin zur Physik“, schwärmt er. Insgesamt ein Jahr war Soares mit der Entwicklung des Körperscanners beschäftigt. Während dieser Zeit eignete sich der Absolvent gerade im Bereich Informatik zusätzliches Know-how an: „Ich musste viel über das Betriebssystem Linux lernen, weil die 48 Kameras auf diesem System basieren.“

Mithilfe eines 3D-Druckers kann aus dem 3D-Bild eine Miniatur entstehen.

Jede Kamera ist quasi ein eigenständiger Computer. Die Synchronisation der einzelnen Kameras und die Verbindung zum zentralen Computer waren die größten Herausforderungen bei diesem Projekt.“

Unterstützung durch das FabLab Weingarten

Bei seiner Arbeit erhielt er Unterstützung vom FabLab Weingarten, das er im Sommersemester 2016 selbst mitbegründet hatte. So wurden die Halterungen für die 48 Kameras mithilfe eines 3D-Druckers hergestellt. Hätte Soares diese in einem Industrieunternehmen anfertigen lassen, wären die Kosten um ein Vielfaches höher gewesen. So kostete letztendlich eine Halterung nur zwölf Cent. Die Kosteneinsparung selbst bei den kleinsten Bauteilen sei auch deshalb wichtig, weil die Kosten für den gesamten Körperscanner derzeit im vierstelligen Bereich liegen, so André Soares.

Professor Dr. Jörg Eberhardt, Initiator und Mentor des FabLab-Projekts an der Hochschule in Weingarten, hatte die Idee zur

Entwicklung des Körperscanners. Der Experte für 3D-Kameratechnik und maschinelles Sehen ließ sich dabei von der 3D-Fotokabine der Firma NC3D in Friedrichshafen und einem Projekt an der Technischen Universität Delft in den Niederlanden inspirieren. „Ich fand die hier umgesetzten Körperscanner schon sehr ansprechend. Noch interessanter für mich war aber der Gedanke, ein mobiles Modell für die Hochschule zu konzipieren, das jederzeit und überall auf- und abgebaut werden kann. Daher die Idee, dieses Projekt einem Studierenden als Abschlussarbeit anzubieten.“

André Soares hatte dann schließlich die Projektidee und damit auch die Herausforderung angenommen, eine Technik zu entwickeln, die theoretisch auch von Laien bedient werden kann. „Grundlage für das 3D-Bild ist eine von den Kameras erzeugte Leeraufnahme. Die beim Scannvorgang entstehenden 48 Einzelbilder werden mit dieser Maske und mithilfe der Software PhotoScan von Agisoft am Computer zusammengeführt. Je nach Leistungsstärke des Rechners dauert es nur wenige Minuten bis so ein 3D-Bild des gescannten Körpers sichtbar wird“, erklärt Soares. Und Professor

Eberhardt ergänzt: „Bei diesem Fotogrammetrischen Verfahren, auch als Triangulationsverfahren bekannt, muss sichergestellt sein, dass die einzelnen Messpunkte des Körpers von mindestens zwei Kameras aufgenommen wurden. Damit die Positionen der Kameras stimmen, müssen diese zuvor kalibriert werden.“

„Wünschenswert wären mindestens 100 Kameras für noch detailliertere 3D-Bilder“

Auch wenn der Körperscanner funktioniert, gibt es in Sachen Kalibrierung, Belichtung und Kameratechnik noch „Luft nach oben“. „Wir wollen das System natürlich ständig weiterentwickeln und optimieren. Wünschenswert wäre in einer zweiten Phase die Verwendung von mindestens 100 Kameras. Damit erhält man noch detailliertere 3D-Bilder“, sagt Jörg Eberhardt. Für den Professor ist die Nachhaltigkeit des Projekts, das von der Fakultät Tech-

nologie und Management finanziert wurde, wichtig. Daher bietet er im Wintersemester 2017/2018 erneut eine Bachelorarbeit an, bei der diese technische Optimierung des Körperscanners im Fokus stehen soll. „Damit das Projekt immer weiter geführt werden kann, ist nicht nur die Sicherstellung der Finanzierung, sondern auch die Dokumentation der Arbeit der Studierenden von zentraler Bedeutung.“

Ein „Zuhause“ hat der Körperscanner mittlerweile in den Räumlichkeiten des FabLab Weingarten gefunden. Doch dank seiner Mobilität ist ein Einsatz auf Messen, in Schulen oder bei öffentlichkeitswirksamen Events an der Hochschule denkbar. Vielleicht ist dann auch mal der ein oder andere Prominente dabei, der sich „wagemutig“ vor die vielen Kameras stellt. Die im FabLab stehenden 3D-Drucker könnten im Anschluss an die Scan-Erfahrung eine Miniatur der gescannten Personen herstellen und damit eine besondere Form der Erinnerung an die Hochschule Ravensburg-Weingarten bieten. Für das perfekte 3D-Bild gilt dann auch für die Prominenz: Position einnehmen und kurz still stehen.

Wissenstransfer mal anders

Dass Studieren mehr als Vorlesung und Seminar bedeuten kann, zeigen unterschiedliche Projekte an der Hochschule

Von Katharina Koppenhöfer und Franziska Mayer



Es gibt immer was am Rennwagen des Formula Student Teams Weingarten zu schrauben.

Foto: Christoph Hermle

Im FabLab eigene Ideen umsetzen

„Hier konnte ich sofort einsteigen und Erfahrungen mit den 3D-Druckern sammeln“, sagt Anton Gres, Elektrotechnik-Student und erster Vorsitzender des FabLab der Hochschule Ravensburg-Weingarten. Das FabLab ist ein offenes Labor mit verschiedenen 3D-Druckern und einem Körperscanner. Studierende entwickeln selbstständig Projekte, wie zum Beispiel den Druck einer Handyhülle für Smartphones. An den regelmäßigen Treffen des FabLabs können alle Studierenden teilnehmen, die gerne eigene Ideen einbringen und verwirklichen möchten. Die Gründer des FabLab planen ebenfalls Kurse anzubieten, in denen bereits Schüler diese Technik kennenlernen können.

„Was hier geschieht, ist rein motivationsgetrieben, es geht nicht um Geld oder Punkte. Fehler werden nicht geahndet. Wissenstransfer findet statt, weil sich jemand begeistert“, sagt Professor Dr. Jörg Eberhardt, Spezialist für 3D-Verfahren.

Team Weingarten in der Driverless-Klasse

Ein ganzes Jahr lang arbeitet das Formula Student Team Weingarten (FSTW) intensiv daran, einen Rennwagen zu konstruieren und zu bauen. Auch für das Jahr 2018 wird ein neues Auto entwickelt: der Stinger 18. Allerdings wird es noch eine weitere Besonderheit geben in diesem Jahr, denn der Stinger 17 wird zu einem autonom fahrenden Wagen umgerüstet und in der Driverless-Klasse antreten. „Es gibt zwei große Themen, das ist der Elektroantrieb und das autonome Fahren“, sagt Anna Linssen vom FSTW. „Wir haben viel diskutiert, und wir haben uns entschieden, in die Driverless-Klasse einzusteigen. Wenn die Zukunft dort liegt, wollen wir dabei sein.“ Der konventionelle Stinger 18 wird im kommenden Jahr an vier Rennen teilnehmen. Neben Ungarn, Österreich und Deutschland steht auch Spanien auf dem Programm. Mit dem autonomen Fahrzeug werden die Weingartener in Ungarn und am Hockenheimring an den Start gehen. Interesse? Engagierte Teamplayer sind beim Formula Student Team Weingarten genau richtig!

Handyhalterung konstruiert

In der Vorlesung heißt es „Hände weg vom Handy“ – deshalb haben die Studierenden Anette Diem, Martin Diem und Pablo Fink einen praktischen Handyhalter designt, konstruiert und hergestellt. „Im Tutorium schauen die Studierenden auf ihren Handys die Lösungen der Aufgaben nach und durch die Halterung kann man sein Handy nun ganz bequem vor sich auf den Tisch stellen“, erläutert Martin Diem die Idee zum Projekt. Die Form des faltbaren Handyhalters ist der Welle des Hochschullogos nachempfunden. Labormeister Guido Schmid half den Studierenden, ein Spritzgusswerkzeug zu entwerfen und mit dem Wissen aus der Kunststoff-Vorlesung von Professor Dr. Schreier-Alt gelang es ihnen, den Produktionsprozess zu optimieren. „Man befasst sich ganz anders mit dem Thema Kunststofftechnik in so einem Projekt. Das ist viel tiefgründiger und detaillierter als in der Vorlesung“, sagt Anette Diem. „Außerdem war es toll, am Ende sein eigenes Produkt in der Hand zu halten“, ergänzt Pablo Fink. Eine Herausforderung sei es gewesen, die Produktion und Lieferung der benötigten Materialien „just in time“ zu organisieren.

Im zweiten Teil des Projekts stieß Julian Lorinser zum Team, um ein Konzept für das Werkstoffkunde-Praktikum für Zweitsemester zu erstellen. „Im Kunststoff-Praktikum müssen die Studierenden selbstständig die Produktion optimieren, Fehlerbilder analysieren und Prozessparameter entsprechend korrigieren. Am Ende des Praktikums können sie ihre eigene Handyhalterung mitnehmen“, erklärt er. Im Praktikum werden inzwischen auch weitere Produkte an der Spritzgussanlage hergestellt, zum Beispiel ein Flaschenöffner mit Metalleinleger. Alle Produkte tragen das Logo der Hochschule Ravensburg-Weingarten.

Mittagspause mit „Hunger und Hirn“

Warum sich nicht mal zwischen Vorlesung und Seminar mit anderen Interessierten treffen und gemeinsam einem spannenden Vortrag lauschen? Das Format „Hunger und Hirn“ bietet diese Möglichkeit für Studierende, Lehrende und Mitarbeitende der Hochschule Ravensburg-Weingarten. Mittwochs von 13:10 bis 14:10 Uhr im Raum A016 präsentieren jeweils Referentinnen und Referenten aus unterschiedlichen Bereichen ihre Einrichtung, Organisation, ein aktuelles Thema oder ein spezielles Projekt. Hin und wieder stehen aber auch Exkursionen auf dem Programm. „Getreu dem Motto ‚Studieren is(s)t mehr‘ wollen wir ein niederschwelliges Format anbieten, neben Studium und Lehre über den Tellerrand schauen“, erklärt Professor Dr. Axel Olaf Kern. Er organisiert die alternative Mittagspause gemeinsam mit studentischen Hilfskräften an der Fakultät Soziale Arbeit, Gesundheit und Pflege. Eine vorherige Anmeldung ist nicht nötig, die Teilnahme an „Hunger und Hirn“ ist ganz unverbindlich. Alle Wissbegierigen sind willkommen.



Foto: Katharina Koppenhöfer

Stolz auf ihren faltbaren Handyhalter: das Projektteam vor der Spritzgussanlage der Fakultät Maschinenbau.

„Herzblutthema“

Sozialpolitik

Dafür will Professorin Dr. Marlene Haupt ihre Studierenden begeistern



„Das Zusammenleben in einer Multikulti-WG fand ich super.“



Foto: Franziska Mayer

Von Franziska Mayer

Jede Woche fragt Professorin Dr. Marlene Haupt ihre Studierenden nach sozialpolitisch relevanten Ereignissen. Ihr Ansatz: Nur wer die Politik versteht, kann auch mitgestalten. Und wer verstehen will, muss entsprechend die Tagespolitik verfolgen. „Die Sozialarbeiter und Gesundheitsökonominnen von morgen sollen bei mir das professionelle Argumentieren gegenüber der Politik und Wirtschaft lernen“, das ist der aus dem Spreewald stammende Professorin wichtig. „Denn mit guten Argumenten kann man vieles in dem sozialpolitischen Bereich bewegen.“ Davon ist sie überzeugt.

Seit dem Sommersemester 2017 lehrt Marlene Haupt an der Hochschule hauptsächlich in den Bachelorstudiengängen Soziale Arbeit und Gesundheitsökonomie. Im Bachelor Angewandte Psychologie und im Master Angewandte Sozialarbeitswissenschaft übernimmt sie die Lehre in den ökonomischen Wahlfächern, wie zum Beispiel Sozial- und Personalmanagement. Ihre Schwerpunkte sind die Statistik, das Rechnungswesen sowie die Logistik im Gesundheitswesen.

Doch ihre Leidenschaft gehört der Sozialpolitik. „Mich reizt daran, dass es ein interdisziplinäres, vielfältiges und komplexes Thema ist. Viele Bereiche der Politik greifen hier ineinander und es geht um die existenziellen Lebensgrundlagen des Menschen. Das macht es so spannend“, schwärmt die Professorin. Gefunden hat sie ihr „Herzblutthema“ während ihres Masterstudiums „European Studies“ an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt (Oder). Zuvor hatte sie an der Hochschule Bochum „Europäisches Management“ studiert.

An der Europa-Universität in Frankfurt (Oder) hat sie vor allem die Internationalität und die europafreundliche Atmosphäre geschätzt. „Mit den Studierenden aus Polen und vielen anderen Austauschstudierenden konnte ich hier quasi Europa pur leben. Das Zusammenleben in einer Multikulti-WG mit Studierenden aus Ungarn, Argentinien und Polen fand ich super“, so Marlene Haupt. Neben Englisch, Französisch und Polnisch hat sie Schwedisch gelernt und ist so auf die Idee gekommen, das Auslandssemester in Polen mit einem Semester in Schweden zu ergänzen.

Im Anschluss an ihr Masterstudium zog es sie für das Promotionsstudium im Bereich Volkswirtschaftslehre an die Universität Koblenz-Landau. Neben forschungspraktischen Erfahrungen, unter anderem für vier Jahre bei der Max-Planck-Gesellschaft in München, kann die neue Professorin auch schon auf Erfahrungen in der Lehre zurückblicken. So hat sie bereits als Vertretungsprofessorin an der Hochschule München gearbeitet.

Auch in ihrer Freizeit spielt das Herzensthema Sozialpolitik eine zentrale Rolle. Der Großteil ihrer privaten Lektüreliste hat dazu einen inhaltlichen Bezug. Zur Abwechslung geht sie dann aber auch mal gerne mit ihrem Mann ins Theater, zum Film-Festival nach München oder reist nach Skandinavien. Im Jahr 2017 ging es nach Schweden, um mit ihren ehemaligen Erasmus-Freunden das 10-jährige Auslandssemester-Jubiläum zu feiern.

Lehre mit Forschung und Praxis verbinden

Professorin Dr. Barbara Niersbach mag den „freundlichen Campus“



Beim Thema „B2B“ schätzt die Professorin die Ausrichtung ihrer Fakultät.

Von Franziska Mayer

„Ich möchte die aktuelle Forschung und Praxis in meine Lehre einbauen, damit die Studierenden gut auf das vorbereitet sind, was sie im Berufsalltag erwartet“, sagt Dr. Barbara Niersbach, neue Professorin an der Fakultät Technologie und Management. Seit dem Sommersemester 2017 lehrt sie in den Bachelorstudiengängen Betriebswirtschaft/Management, Technik-Entwicklung, Wirtschaftsingenieurwesen (Technik-Management).

Ihre Schwerpunkte liegen im Investitionsgüter- und Dienstleistungsmarketing, mit Fokus auf die Bereiche Vertrieb und strategisches Management, somit klassische Felder des Business-to-Business Marketings. Gerade bei dem Thema „B2B“ schätzt die aus Rottweil stammende Professorin die Ausrichtung ihrer Fakultät. „Das Prinzip B2B ist vor allem in techniklastigen Unternehmen, von denen es hier sehr viele gibt, wichtig. Die Verbindung von Technologie und Management ist für dieses Thema also optimal.“

Da bislang nur wenige Hochschulen in diesem speziellen Marketingbereich tätig sind, möchte Barbara Niersbach das Thema B2B in Weingarten etablieren und weiterentwickeln. Wichtig sei dabei der kontinuierliche Kontakt zur Industrie. Schon während ihrer Zeit als Lehrbeauftragte an der Hochschule Kempten von 2012 bis 2017 hat sie diesen gepflegt. Und mit ihrer freiberuflichen Coaching-Tätigkeit hält sie den Austausch mit Industrieunternehmen aufrecht.

Dabei konzentriert sich die Wahl-Allgäuerin darauf, was auch Thema ihrer Doktorarbeit war: das Key Account Management. Promoviert wurde Barbara Niersbach an der Universität Bamberg. Zuvor hatte sie an der Universität Passau BWL studiert und hat als Verkaufsleiterin bei Lidl im Großraum Schwäbisch Hall sowie als Marketing Managerin bei ESK Ceramics in Kempten Praxiserfahrungen gesammelt.

Diese möchte sie ihren Studierenden weitergeben. „Einen gegenseitigen Austausch auf Augenhöhe, und dass sie immer auf mich zukommen, das wünsche ich mir als Professorin“, so Niersbach. „Ganz wichtig finde ich auch, dass die Studierenden Eigenständigkeit lernen und die Dinge hinterfragen. Ich empfehle jedem, über den eigenen Tellerrand hinauszuschauen.“ Ihren eigenen Horizont erweitert hat Barbara Niersbach während Auslandssemestern in den USA und in Spanien. Sie spricht fließend Englisch, Französisch und Spanisch, gerade für den internationalen Marketingbereich ein absoluter Vorteil.

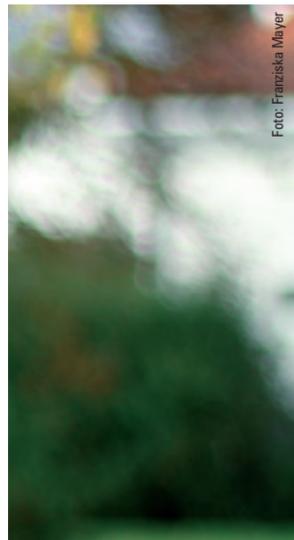
Die Mutter von zwei Kindern fühlt sich wohl im oberschwäbischen Weingarten. Die Mentalität hier sei der ihrer alten Heimatstadt Rottweil ähnlich, dazu die „Hochschule mit dem sehr freundlichen Campus und den engagierten und offenen Studierenden.“ Das Pendeln aus dem Allgäu stellt dabei kein Problem für sie dar: „Im Gegenteil, die Fahrt über Land genieße ich sehr. Ich komme eigentlich immer sehr entspannt hier an.“ Ihren Wohnort inmitten eines Skigebiets würde sie ungern tauschen. Gemeinsam mit der Familie findet sie am besten mit Skifahren, Wandern oder Berglauf Ausgleich zu ihrer Arbeit.

„Junge Menschen für die Physik begeistern“

Professor Dr. Frank Ermark begeistert sich für technische Spielereien



„Ich möchte den Studierenden zeigen, wie die Arbeitswelt da draußen tickt.“



Von Franziska Mayer

Mit einer Vorlesung zur Linearen Algebra startete im Wintersemester 2017/2018 Professor Dr. Frank Ermark seine Lehrtätigkeit an der Hochschule und bekam gleich einen guten ersten Eindruck von den Studierenden vermittelt: „Ich war erstaunt über die Pünktlichkeit und dass sie alle so aufmerksam zugehört haben. Das ist nicht selbstverständlich in einer Vorlesung“, stellt er positiv fest.

Der promovierte Physiker wird zukünftig Studierenden an der Fakultät Technologie und Management die Grundlagen der Mathematik und Physik sowie die Themen Innovations- und Produktmanagement näherbringen. Gerade im Managementbereich hat der in Kaiserslautern geborene Professor bereits viel Berufserfahrung gesammelt. Fünfzehn Jahre lang arbeitete er in internationalen Führungspositionen im Bereich Innovations- und Technologiemanagement bei Nokia Mobile Phones. Als im Jahr 2012 der Standort in Ulm geschlossen wurde, wechselte er zu iTOP.PARTNERS und war fünf Jahre lang im Bereich Produkt- und Innovationsmanagement in der Beratung und dem Training von Unternehmen im Industriegütersektor tätig. Erfahrungen in der Lehre sammelte Frank Ermark in den letzten Jahren als Dozent an der Steinbeis School of International Business and Entrepreneurship, der School of Advanced Professional Studies der Universität Ulm sowie der Dualen Hochschule Baden-Württemberg in Stuttgart.

Den zukünftigen Wirtschaftsingenieuren der Hochschule in Weingarten kann er somit theoretisches wie auch fundiertes Wissen aus der Praxis mit auf den Weg geben. „Ich möchte den Studierenden zeigen, wie die

Arbeitswelt da draußen tickt und mit welchen Herausforderungen die Unternehmen im Hinblick auf die Digitalisierung und Industrie 4.0 zu kämpfen haben“, so Frank Ermark. Auch wenn Innovations- und Produktmanagement mittlerweile zu seinen sogenannten „Steckenpferden“ gehören, ist Physik die Basis seiner akademischen Ausbildung. „Schon vor meinem Abitur war mir klar, dass ich Physik studieren möchte. Die Entscheidung für die Universität in Heidelberg fiel aufgrund der vielen interessanten Spezialisierungsmöglichkeiten dort“, erzählt der Professor über seinen Werdegang.

Nach einem Zivildienst als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Deutschen Krebsforschungszentrum folgte schließlich die Promotion am Max-Planck-Institut für Medizinische Forschung in Heidelberg. Nach vielen Jahren im Management freute er sich nun, junge Menschen auch wieder für die Physik begeistern zu können. Der im Saarland aufgewachsene Ermark hegt selbst große Begeisterung für alle technischen Spielereien. Wenn er nicht gerade seine kleine Drohne in die Luft steigen lässt, fahren er und seine Frau mit ihrem 46 Jahre alten VW Käfer übers Land und „tauchen“, wie er sagt, „in eine andere Welt ein, in der man etwas entschleunigt wird.“ Ermark erfährt das Studentenleben auch privat hautnah durch seine beiden Söhne, die Psychologie und Game Engineering studieren.

Ein besonderer Arbeitsplatz



Foto: Christoph Oldenkotte

Marina Schneider, Aylin Baur

Mitarbeiterinnen im Studierendenservice

Franziska Mayer: Was ist für Sie beide – in einem Satz – die Hochschule Ravensburg-Weingarten?

Marina Schneider (links): Für mich ist die Hochschule viel mehr als ein Arbeitgeber. Die kulturelle Vielfalt unter den Studierenden finde ich toll.

Aylin Baur: Die verschiedenen Kulturen machen die Hochschule zu einem besonderen Arbeitsplatz.

Was genau sind Ihre Aufgaben?

Aylin Baur: Ich arbeite im Prüfungsamt und bin dort für die Studiengänge der Fakultät Soziale Arbeit, Gesundheit und Pflege sowie den Studiengang Mediendesign verantwortlich. Für diese Studierenden verbuche ich Noten und stelle Zeugnisse, Diploma, Bescheinigungen, Beglaubigungen und Transcript of Records aus. Wir helfen bei BAföG-Anträgen oder klären die Anerkennung von vorherigen Ausbildungen oder Prüfungsleistungen der Studierenden. Wichtiges Thema ist natürlich auch die Anmeldung von Bachelor- oder Masterarbeiten.

Marina Schneider: Wir vom Zulassungsamt sind quasi die erste Anlaufstelle für die Studierenden. Bei uns geht es um die grundsätzliche Frage der Zulassung zum Studium. Wir bearbeiten die Bewerbungen, Immatrikulationen und Exmatrikulationen. Im Prinzip sind wir von Anfang bis Ende des Studiums für die Studierenden da.

Hinter uns die Dampfmaschine, damit verbunden auch der Begriff „Vollampf“. Wann stehen Sie unter Hochdruck?

Marina Schneider: Mitte Juli ist es etwas stressig, wenn uns täglich Bewerbungen erreichen. Der 15. Januar und 15. Juli sind jeweils Stichtage für die Bewerbungen von Studieninteressenten. Nach der Bearbeitung der Bewerbungen müssen die Zulassungsbescheide verschickt werden. Dann geht es nahtlos mit der Immatrikulation weiter.

Aylin Baur: Auch bei uns gibt es zwei Hochphasen: zum einen die Prüfungszeiträume von Ende Juni bis Mitte Juli und von Ende Januar bis Mitte Februar. Wir unterstützen die Professorinnen und Professoren bzw. Lehrbeauftragten bei der Vorbereitung der Klausuren. Wir bereiten

die nötigen Formulare, wie zum Beispiel Sitzpläne und Noteneintragslisten, vor. Hochdruck herrscht auch am Ende des Semesters wegen der Absolventenfeiern. Vor allem die Feier der Fakultät Soziale Arbeit, Gesundheit und Pflege ist immer eine Herausforderung, weil es meist über hundert Absolvierende sind. Das bedeutet die Erstellung von über hundert Urkunden und Bescheinigungen.

Ein weiteres Thema, für das die Dampfmaschine hinter uns steht, ist die Veränderung. Was wird wohl hier an der Hochschule in zehn Jahren anders sein?

Marina Schneider: Ich denke und hoffe es auch, dass dann die unglaublichen Papiermengen verschwunden sind. Kein Papier mehr, alles elektronisch.

Aylin Baur: Ich könnte mir vorstellen, dass es kein richtiges schwarzes Brett mehr gibt.

Sie sind beide noch sehr jung, ist das Ihr erster Job nach Ihrem Studium oder Ihrer Ausbildung?

Marina Schneider (29 Jahre): Oh nein (lacht), ich habe schon über zehn Jahre als Verwaltungsfachangestellte beim Landratsamt Ravensburg gearbeitet. An der Hochschule bin ich erst seit Oktober 2016.

Aylin Baur (24 Jahre): Auch ich bin Verwaltungsfachangestellte, habe 2014 meine Ausbildung beim Landratsamt Friedrichshafen beendet. Im September 2015 bin ich dann an die Hochschule gekommen.

Wie war der Wechsel vom Landratsamt an die Hochschule?

Marina Schneider: Vieles war natürlich Neuland, vor allem die Begrifflichkeiten. Wir haben ja beide nicht studiert und wussten erst einmal nichts mit „Transcript of Records“ oder Immatrikulation anzufangen. Aber wir fühlen uns sehr wohl hier.

Aylin Baur: Wir kommen beide sehr gern zur Arbeit. Ich denke, das liegt vor allem auch an dem tollen Klima in unserem zehnköpfigen Team des Studierendenservice.

Der Reiz der Vielfalt

Professor Dr. Markus Pfeil ist Professor für eingebettete Systeme



„Man findet heutzutage Mikrocontroller eigentlich überall: in Uhren, Autoschlüsseln und sogar in der Spielzeugampel der Eisenbahn meiner Kinder.“



Foto: Franziska Mayer

Von Franziska Mayer

Embedded Systems, zu Deutsch „eingebettete Systeme“, sind das Fachgebiet von Professor Dr. Markus Pfeil. Der gebürtige Kornwestheimer ist im Wintersemester 2017/2018 an die Fakultät Elektrotechnik und Informatik der Hochschule gekommen, um „wieder verstärkt auch mit Menschen zu arbeiten.“ So beschreibt er seine Motivation, nachdem er zuletzt überwiegend in der Forschung tätig war.

„Die Forschungsergebnisse werden weitergegeben, und man erfährt oft nicht, was damit passiert“, erklärt Markus Pfeil. Der direkte Anwendungsbezug war es, welcher ihm in den letzten Jahren immer stärker fehlte. Der promovierte Physiker arbeitete seit 2010 bei der TWT GmbH am Standort Friedrichshafen. Dort leitete er das sogenannte Innovation Management und war für die Akquise von Forschungsprojekten verantwortlich.

Zwei der von ihm akquirierten Projekte brachten ihn bereits mit seinen zukünftigen Kolleginnen und Kollegen in Kontakt: Zum einen das Projekt „ERTRAG“ (siehe Seite 34-35), bei dem es um einen virtuellen Ergonomietrainer in Pflegeberufen geht. Zum anderen die Entwicklung eines intelligenten Rollators. Innovation und Interdisziplinarität werden also auch bei seiner Arbeit als Hochschulprofessor eine wichtige Rolle spielen.

Den Studierenden wird Markus Pfeil die Messtechnik und Echtzeitprogrammierung von eingebetteten Systemen näherbringen. Wichtig sei ihm dabei die Frage, wie man in einem derart dynamischen Fachgebiet Schritt halten könne. Besonders reizvoll findet er die vielfältigen

Anwendungsgebiete: „Man findet heutzutage Mikrocontroller eigentlich überall: in Uhren, Autoschlüsseln und sogar in der Spielzeugampel der Eisenbahn meiner Kinder“, erzählt der 45-Jährige schmunzelnd.

Die Liebe zur Vielfalt seines Fachbereichs überträgt er auch ins Private: Markus Pfeil ist Amateurfunker, ausgebildeter Skitourenführer, Zauberer, leidenschaftlicher Musiker und schlüpfte auch gerne mal in andere Charaktere beim Fantasy-Rollenspiel mit seinen drei Kindern.

Erfahrungen in der Lehre hat Markus Pfeil bereits während seiner Promotion am zweiten Physikalischen Institut an der Universität Stuttgart gesammelt. Hier entstand auch der Kontakt zum deutschen Physiker und Nobelpreisträger Klaus von Klitzing, der ihm mit eigenen Proben bei der Promotion weiterhalf.

Während seiner Mitwirkung beim LISA Pathfinder Project am Imperial College London war die Lehre ebenfalls ein Thema: Neben der Arbeit in diesem Projekt der Europäischen Weltraumorganisation – es ging um die Entwicklung eines Forschungs- und Erprobungssatelliten – gab er abends noch Mathematikurse.

„Die Technologien in meinem Fachgebiet entwickeln sich so rasant weiter. Das Spannende daran ist, die gleichen Methoden immer wieder in einem anderen Kontext anzuwenden“, sagt Markus Pfeil. Der Wunsch für seine Zeit an der Hochschule Ravensburg-Weingarten, dass es „spannend bleibt und sich immer etwas bewegt“, dürfte also in Erfüllung gehen.

„Die Zukunft der Gesellschaft gestalten“

Professor Jürgen Graef ist Experte für Interaction Design



Foto: Christoph Jüdelkotte



„Die Studierenden sollen ihre eigene Zukunft sowie die Zukunft der Gesellschaft gestalten, denn das ist es, was Designer tun.“



Von Katharina Koppenhöfer

Seit dem Wintersemester 2017/2018 lehrt Professor Jürgen Graef im Studiengang Mediendesign und digitale Gestaltung. „Interaction Design“, „User Experience Design“ und „Digital Innovation Design“ heißen seine Fachgebiete. Und sein Augenmerk wird auf der Fragestellung liegen, wie interaktive und komplexe Systeme gestaltet werden müssen, damit sie anschließend einfach zu bedienen sind.

Studiert hat Jürgen Graef Interaktionsgestaltung an der Hochschule für Gestaltung (HfG) in Schwäbisch Gmünd. „Ich erinnere mich gerne an die Freiheiten, die das Studium bot und auch an die intensiven und lehrreichen Nachtschichten im Medienlabor zusammen mit den anderen Kommilitonen“, erzählt er. Da die HfG in Schwäbisch Gmünd die zweitkleinste Hochschule Baden-Württembergs ist, sei die Atmosphäre sehr familiär gewesen.

Sein Masterstudium der strategischen Gestaltung, während dessen er auch einige Zeit in Den Haag verbrachte, absolvierte Jürgen Graef in Kooperation mit dem Institut für Robotik und Mechatronik am Deutschen Zentrum für Luft- und Raumfahrt in Oberpfaffenhofen. 2011 gründete er mit zwei ehemaligen Kommilitonen ein Beratungs- und Gestaltungsbüro für strategisches Interface-Design in München. Er arbeitete für Unternehmen und Institutionen aus Wirtschaft, Forschung und Kultur und konzentrierte sich dabei vor allem darauf, die Interaktion zwischen Mensch und Maschine anwenderorientiert zu gestalten.

Zur Hochschule Ravensburg-Weingarten gekommen ist Jürgen Graef über den Workshop „Angewandte digitale Typografie“, zu dem ihn Professor Benedikt Groß eingeladen hatte. „Für meinen Workshop und Vortrag habe ich gutes Feedback erhalten und war selbst sehr begeistert von der Hochschule und dem Mediendesign-Studiengang, sodass ich beschloss mich für die Professur zu bewerben“, berichtet Jürgen Graef. Außerdem ist ihm Oberschwaben durchaus vertraut. Vier Jahre hat er bereits in Weingarten und acht Jahre in Ravensburg gelebt. Nach seiner Schulzeit und Ausbildung zum Grafikdesigner konnte er in einer Ravensburger Agentur erste Praxiserfahrung sammeln, bevor es ihn zum Studium nach Schwäbisch Gmünd zog.

Besonders reizvoll findet er, dass es den Studiengang Mediendesign in Weingarten erst seit Kurzem gibt, und so vieles noch mitgestaltet und mitgeprägt werden kann. „Ich möchte die Studierenden dabei unterstützen, ihr kreatives Potenzial zu entdecken. Ich empfehle ihnen, sich Zeit zu nehmen, um ihre eigenen Interessengebiete kennenzulernen und zu vertiefen“, sagt Jürgen Graef. Dabei sei es auch wichtig, links und rechts vom Weg zu schauen und sich mit den Studierenden anderer Fachrichtungen auszutauschen. Durch seinen Büroalltag habe er selbst viel mit Menschen aus anderen Branchen wie der Automobilindustrie oder Medizintechnik zu tun gehabt und dies immer als Bereicherung empfunden. „Die Studierenden sollen ihre eigene Zukunft sowie die Zukunft der Gesellschaft gestalten, denn das ist es, was Designer tun.“

„Never stop learning“

Professorin Dr. Heike Willax schätzt die familiäre Atmosphäre



„Einen Auslandsaufenthalt kann ich wirklich jedem empfehlen. Man bekommt einen anderen Blick auf das eigene Leben.“

Von Katharina Koppenhöfer

Seit dem Wintersemester 2017/2018 unterrichtet Professorin Dr. Heike Willax die Fächer Controlling, Finanzierung und strategisches Management. Bevor sie sich hier beworben hatte, kannte sie weder Weingarten noch Ravensburg, aber die familiäre Atmosphäre an der Hochschule und die idyllische Lage des Campus haben sie sofort beeindruckt.

Aufgewachsen ist Heike Willax in Bayern, nur wenige Kilometer von der tschechischen Grenze entfernt. Ihr BWL-Studium absolvierte sie in Bayreuth, wo sie sich auf die Schwerpunkte Steuern und Finanzen spezialisierte. Besonders gefallen hat ihr die Campus-Universität in Bayreuth, denn dort konnte man sich auch mit Studierenden anderer Fachbereiche austauschen. „Während des Studiums habe ich ein Jahr an der Western Illinois University verbracht, das war das beste Jahr meines Lebens. Einen solchen Auslandsaufenthalt kann ich wirklich jedem empfehlen. Man bekommt einen anderen Blick auf das eigene Leben“, sagt sie.

Nach dem Abschluss entschied sich Heike Willax für ein Fellowship Programm bei McKinsey & Company und stieg dort in die Unternehmensberatung ein. „Später absolvierte ich dann eine externe Promotion in VWL an der TU Ilmenau zum Thema Stabilisierungsprogramme in der Asienkrise am Beispiel von Thailand, wofür ich auch einige Monate in Singapur verbracht habe“, erzählt sie. Durch ihre Arbeit bei McKinsey konnte sie viele unterschiedliche Geschäftsbereiche kennenlernen. Sie hat Firmen aus der Automobilindustrie, dem Gesundheitswesen oder dem Versicherungswesen beraten.

2006 erfolgte dann der Wechsel in die Industrie, zunächst arbeitete sie bei der Firma Voith Turbo in der Strategie-Abteilung und übernahm später die kaufmännische Leitung verschiedener Geschäftsbereiche. „Ich denke es ist wichtig, immer eine angenehme Überforderung zu spüren, damit man dann am Ende auch sieht, was man geschafft hat und stolz darauf sein kann“, so Heike Willax, die bei Voith Turbo in ihrer letzten Position für das weltweite Controlling verantwortlich war.

In der Zusammenarbeit mit den Studierenden möchte sie offen sein für Neues und die jungen Menschen anleiten, Dinge zu hinterfragen und nachzuhaken. Schon während des Studiums habe sie als Tutorin gearbeitet und später bei McKinsey ein Intensivtraining für Kollegen und Kolleginnen ohne BWL-Vorkenntnisse geleitet. „Aus meiner Studienzeit erinnere ich mich besonders an meine Lerngruppe. Wir kannten uns am Anfang nicht und haben dann eine sehr intensive Zeit miteinander verbracht. Auch heute noch treffen wir uns einmal im Jahr zum Wandern. Durch mein Studium habe ich sozusagen Freunde fürs Leben gefunden“, erzählt sie lachend. Den Studierenden rät sie: „Never stop learning. If you stop learning, you stop growing.“

„Man muss zu sich stehen“



Dr. Franz Brümmer

Lehrte 57 Semester an der Hochschule in Weingarten

Christoph Oldenkotte: Was ist für Sie – in einem Satz – die Hochschule Ravensburg-Weingarten?

Professor Dr. Franz Brümmer: Die Basis für eine fundierte, ingenieurwissenschaftliche Ausbildung, und mittlerweile sind wir breiter aufgestellt mit den zusätzlichen Bereichen Soziales und Wirtschaft. Darf ich noch einen Satz?

Ausnahmsweise.

Wir sind eine familiäre Hochschule. Man kennt die Kollegen, auch aus den anderen Fakultäten.

Sie kamen als Professor, wurden Studiendekan und Dekan der Fakultät E, dann Prorektor. Welche dieser Funktionen empfanden Sie als besonders reizvoll?

Ich war gerne Studiendekan. Mit dem Master Mechatronics haben wir den ersten englischsprachigen Studiengang entwickelt. Und wir mussten dafür sorgen, dass die Internationalen hier heimisch werden. Wir hatten den Ruf, in Weingarten ist was los. Ein zweites Highlight war natürlich die Prorektorenzeit, während der neue Programme wie z.B. der Studiengang Pflege entstanden sind. Diese Kooperationen fand ich sehr reizvoll.

In Ihren letzten drei Jahren an der Hochschule waren Sie dann wieder „nur“ Professor. Hatten sie das Gefühl, mit über 60 die Studierenden zu erreichen?

Ich würde sogar sagen, dass ich sie in den letzten drei Jahren am besten erreicht habe. Warum? Ich habe nicht versteckt, dass ich älter geworden bin. Wir haben zusammen in Laboren gearbeitet. Und nichts macht mehr Spaß, wie wenn eine Schaltung funktioniert, die vorher nicht funktioniert hat. Da ist egal, wie alt der Prof ist, wenn er sich darauf einlässt.

Die Dampfmaschine hinter uns steht auch für Veränderung. Wo gab es Umbrüche in Ihren fast 30 Jahren hier?

Das Studium hat sich sehr verändert. Früher wurde ein Tafelaufschrieb abgeschrieben. Dann gab es Skripte für jede Vorlesung. Heute wird alles

dokumentiert. Man wird aufgenommen, sogar gefilmt. Da muss man zu sich stehen. Und Studierende wollen heute viel mehr Feedback, es gibt einen starken Wunsch nach Rückmeldung.

Sie haben vor Ihrer akademischen Karriere eine Ausbildung absolviert und als Elektroinstallateur gearbeitet. Ist das ein Weg, den Sie empfehlen?

Das war ein hartes Brot. Heute wird einem der Weg schon einfacher gemacht. Ich habe die Fachhochschulreife auf dem zweiten Bildungsweg nachgeholt. Eine solche Ausbildung formt einen, man wird effektiver, zielorientierter. Von der Erfahrung profitiere ich heute noch.

Studiert haben Sie dann ab 1973 in Münster und Bremen. Wie haben Sie selbst Ihr Studium erlebt? War der Geist der 68er noch zu spüren?

Für mich war das eine sehr positive Zeit. Vor allem die Freiheit, denn ich kam aus einem sehr konservativen Umfeld. Münster 1973 war kein Hot Spot der 68er-Bewegung. Aber wir haben gestreikt. Wir haben eine neue, revolutionäre SPO entwickelt (lacht). Und wir sind gnadenlos gescheitert.

Hatten Sie schon im Studium das Ziel an der Hochschule zu bleiben?

Im Lauf des Studiums hat sich das abgezeichnet. Aachen war schon damals exzellent, dort konnte ich meine Bereiche „Bildverarbeitung“ und „Schweißtechnik“ vertiefen. Dann kam die Professur in Weingarten. Die hieß 1989 zunächst „Mikroprozessoren und Rechnerstrukturen“, daraus wurde dann „Embedded Computing und Bildverarbeitung“. Im Innenhof der Basilika habe ich dann entschieden, ja, ich bleibe.

Sie gelten in der Hochschule als besonnener Diplomat. Haben Sie sich das für Ihre Leitungsaufgaben bewusst vorgenommen?

Nein. Ich will nicht so sein. Ich glaube, ich bin einfach so.

Kunst & Kommunikation

Soziale Arbeit für eine Woche im Zeichen der Kreativität

Von Christoph Oldenkotte

Bestandteil des Studiums der Sozialen Arbeit ist auch die Frage nach angemessenen Wegen der Kommunikation. Zum Auftakt ihres dritten Semesters widmen sich die Studierenden unter dieser gemeinsamen Klammer verschiedenen kreativen Techniken, die sich letztlich alle damit beschäftigen, wie Menschen miteinander in Beziehung treten können.

„Erzähle mal in Rot von deiner Familie.“ Auch wenn sich das zunächst komisch anhören mag, durch diese Anweisung des Regisseurs Laurent Gröflin, der den Theaterworkshop an der Hochschule in Weingarten leitet, geschieht etwas mit der Erzählerin. Nicht nur, dass sie sich nun überlegt, wie Rot wohl klingt und sich auf die Suche begibt nach passenden Vokabeln. Diese Farbgebung eröffnet schließlich eine neue Perspektive auf die eigene Situation und den Einstieg in ein persönliches Gespräch.

Laurent Gröflin kommt aus Basel. Er hat Regie an der Musikhochschule in Frankfurt am Main studiert und arbeitet an sehr unterschiedlichen Häusern und Projekten in Zürich, Wien und Berlin, in Gütersloh oder Tübingen. An der Zusammenarbeit mit den Studierenden in Weingarten hat ihn gereizt, „Techniken aus der Theaterwelt als Kommunikationsinstrumente

in der sozialen Arbeit zu überprüfen“. Dass nicht die Effektivität von Kommunikation im Vordergrund stehe, sondern zunächst einmal das Miteinander-in-Kontakt-Kommen. „Dabei gibt es kein Richtig und kein Falsch. Wenn man sich traut zu scheitern, peinlich zu sein – wie auf einer Theaterprobe – dann kann das für die Kommunikation sehr befreiend sein.“

Sich trauen, mal anders zu kommunizieren

Die zweitägigen Kurse in der ersten Semesterwoche reichen vom Theater über das Kreative Schreiben und die Moderation von Gruppen bis zu erlebnispädagogischen Angeboten. „Darüber hinaus“, so Studiendekanin Professorin Dr. Anja Klimsa, „bieten wir auch eher techniklastige Kurse an wie Recording oder Video. Wir merken, dass Frauen vor diesen Möglichkeiten noch zu großen Respekt haben.“

Sina Manske ist eine der Teilnehmerinnen des Theaterworkshops. Seit sieben Jahren steht sie schon auf der Bühne, zunächst im Schultheater, später bei einer Laiengruppe. Von dem Kurs erhofft sie sich Impulse, wie sie die Theaterarbeit später im Berufsleben anwenden kann. Ihre Kommilitonin Ines Volk betont ebenfalls die Brücken, die sich von

einer Theaterprobe zu der Sozialen Arbeit mit Gruppen schlagen lassen, „wo auch immer man beruflich mal landet. Wenn Klienten zum Beispiel sehr verschlossen sind, kann so ein spielerischer Zugang sicher helfen.“

Am zweiten Workshop-Tag geht es dann verstärkt um das persönliche Auftreten. „Wie wirke ich selber auf andere? Das war sehr interessant“, sagen die beiden Studentinnen, „ein Theaterregisseur hat ein Auge dafür, was andere nur unbewusst wahrnehmen.“ Anja Klimsa sieht diesen Nebeneffekt ebenfalls positiv: „Wenn man zum Beispiel lernt, sich ohne Sprache auszudrücken, dann lernt man auch Neues über sich selbst“, so die Studiengangsleiterin. Die künstlerisch kreativen Kompetenzen seien schon immer Bestandteil der Studienordnung. „Mit diesem niederschwelligen Angebot der kreativen Woche können sich die Studentinnen und Studenten trauen, auch mal anders zu kommunizieren.“

Für die folgenden Jahrgänge können sich Sina Manske und Ines Volk vorstellen, dass die Angebote der kreativen Woche noch stärker verknüpft werden. „Es wäre doch cool, wenn die Projekte am Ende zusammenlaufen würden, und alle Gruppen ihre Ergebnisse zeigen würden“, sagt Sina Manske. Und Ines Volk ergänzt: „Man möchte ja auch sehen, was die anderen gemacht haben.“

Auftrag: Zeitreise

Von Christoph Hermle und Otto Pfefferkorn

Wir studieren Mediendesign im 3. bzw. im 5. Semester. Im Sommer lernten wir Christoph Oldenkotte, den Leiter der Öffentlichkeitsarbeit kennen und übernahmen erste Foto-Jobs für die Hochschule. Dann kam die Anfrage, ob wir Lust hätten die Titelseite für das Konzepte-Heft zu machen. Was war gewünscht? Im Mittelpunkt sollte die Dampfmaschine stehen als einer der visuellen Anker der Hochschule und als Ort der Interviewreihe in dem Heft. Dazu kam die Idee, dass sich diese Maschine aus einer realistischen Darstellung transformiert hin zu etwas Digitalem. Ein Sprung also aus dem 19. ins 21. Jahrhundert, von der industriellen zur digitalen Revolution. Wir dachten: Hört sich interessant an.

(1) Nach dem ersten Gespräch machten wir uns auf dem Tablet Notizen mit Stichworten und Bildelementen.

(2+3) Zwei Bildideen: Eine Maschine, die sich aus ihrer bekannten Form zu etwas Futuristischem entwickelt. Der andere Entwurf war eher grafisch gedacht: Die Maschine wird freigestellt, umgeben von Dampf, der aus Nullen und Einsen besteht.

(4+5) Um in Ruhe arbeiten zu können, belagerten wir das Foyer an einem Sonntag und fotografierten die Dampfmaschine aus allen Perspektiven.

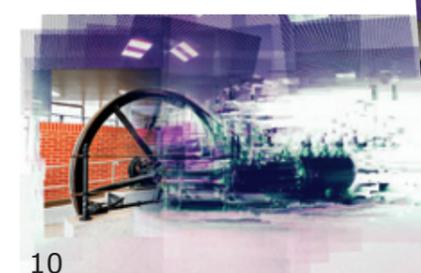
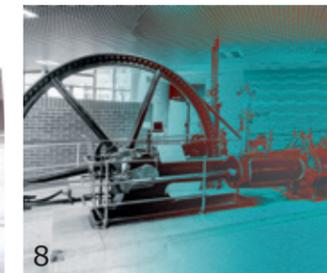
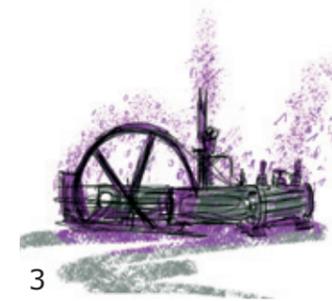
(6+8) Dann begannen wir, mit dem Fotomaterial die gezeichneten Entwürfe umzusetzen.

(7) Dabei entstand die Idee, die Maschine aus vielen einzelnen Aufnahmen zu montieren. Diese Technik heißt Panografie. In diesem Bild sind rund 300 einzelne Fotos zusammengestellt. In Rücksprache mit Christoph Oldenkotte entschieden wir uns für diesen Weg.

(9) Die Farbigkeit wurde in Richtung der Hochschulfarbe bearbeitet. In Bezug auf die Verfremdung waren wir mit dieser Version jedoch etwas zu weit gesprungen.

(10) Wir kehrten also zu einer etwas realistischeren Version zurück. Die Maschine verändert sich durch einen Effekt, der Glich genannt wird. Dieses eindeutig digitale Phänomen reichte aus, um von der mechanischen Maschine hin zum Digitalen zu gelangen.

(11) Das fertige Titelbild. Ausgehend von dem realistischen Farbraum – mit Schwungrad, der an Industriearchitektur erinnernden Ziegelmauer und der braunen Decke – verändert sich die Farbigkeit nach oben und rechts in Richtung der Hochschulfarbe Lila. Die Montage des Bildes aus vielen Einzelteilen gibt dem Bild etwas Kubistisches und wirkt dynamisch, sozusagen als die treibende Kraft der Veränderung. Den digitalen Bildfehler in der Mitte wollten wir noch eine Umdrehung weiter drehen und das Bild auflösen in einem sichtbaren binären Code, sozusagen als Blick hinter die Oberfläche. Eine Zeitreise aus dem 19. ins 21. Jahrhundert.



Geschmeidiger in die Kurve

Julian Borowski hat den aktiven Stabilisator des Formula Student Team-Rennwagens entwickelt

Von Franziska Mayer

Schnell ist nicht nur der Rennwagen, an dem er mitarbeitet. Schnell ist auch Julian Borowski selbst, wenn es darum geht, seine Ideen umzusetzen. So auch bei seiner Bachelorarbeit: War diese eigentlich erst für das Wintersemester 2016 vorgesehen, so steckte er bereits im Oktober 2015 mit-tendrin. Als Mitglied des Formula Student Teams Weingarten arbeitete er zu diesem Zeitpunkt an der Weiterentwicklung eines Bauteils für den Stinger 16. Kurzerhand beschloss er, die Arbeit daran zum Gegenstand seiner Abschlussarbeit im Studiengang Fahrzeugtechnik Plus zu machen. Eine gute Entscheidung: Ende 2016 gewann er einen Preis für die Innovation und Umsetzung seines sogenannten „aktiven Stabilisators“.

„Habe ich eine Idee im Kopf, muss ich mich eigentlich sofort an die Arbeit machen. So war es auch beim Stabi, dem Thema meiner Bachelorarbeit“, erzählt Julian Borowski. Zwei Jahre ist es her, dass er als Teammitglied – aktiv dabei seit September 2014 – die Entwicklung dieses Bauteils in Angriff nahm. Für Julian also irgendwie Schnee von gestern. Denn längst feilt er an neuen Ideen und Plänen für seine Masterarbeit. Dabei wird er erst ab dem Sommersemester 2018 mit dem Masterstudium Maschinenbau beginnen.

Aber zurück zum Stabilisator. Es handelt sich um ein Bauteil, das bei Einzelradaufhängungen von Fahrzeugen genutzt wird, um die beiden Querlenker einer Achse miteinander zu koppeln. Dadurch sorgt das Fahrzeugteil für eine Stabilisierung der sogenannten Wankbewegung. „In Kurven spielt der Stabilisator, der drehbar am Fahrgestell gelagert ist, somit eine wichtige Rolle. Er wirkt wie eine zusätzliche Feder, die bei einer Rollbewegung des Fahrzeugs zum Tragen kommt“, erklärt Julian Borowski. Das Besondere an seiner Variante dieses Bauteils ist, dass die Steifigkeit – in anderen Worten die Widerstandsfähigkeit gegenüber äußeren Kräften – des Fahrzeugs aktiv durch den Fahrer gesteuert werden kann. In Kurven wird damit die Bewegung des Fahr-



Fotos (2): Franziska Mayer

zeugs nach außen verringert. Dafür stattete der Bachelorabsolvent den Stabilisator an der Hinterachse mit zwei Elektromotoren aus. Aus einem herkömmlichen wird so ein aktiver Stabilisator.

Höhere Kurvengeschwindigkeit und geringere Rundenzeiten

Gerade vor einem Formula Student Rennen bleibe den Teams kaum Zeit, die Technik den gegebenen Umständen anzupassen, erzählt Julian. Denn Fahrzeuge verhalten sich je nach Bodenbelag und Wetterverhältnissen anders. Der entscheidende Vorteil des aktiven Stabilisators: Der Rennwagen kann sich automatisch oder lässt sich manuell durch den Fahrer auf die äußeren Rahmenbedingungen

einstellen. Damit lassen sich das Fahrverhalten des Fahrzeuges und somit der Fahrkomfort positiv beeinflussen. „Der Stabilisator sorgt für eine bessere Fahrzeugbalance, besonders bei Lenkmanövern und in Kurven“, erklärt der Absolvent. „Der Bolide lässt sich also besser steuern und ist zudem schneller in den Kurven. Damit sind deutlich geringere Rundenzeiten bei den Rennen möglich.“ Ganz nebenbei sei der aktive Stabilisator auch leichter als seine Vorgänger, da er nur Faserverbundwerkstoffe und Leichtmetalle verwendet habe.

Erfolgreiche technische Entwicklung

Seine erfolgreiche Premiere hatte der aktive Stabilisator beim Rennen in Spanien Ende August 2016. Erst zwei Tage zuvor waren die Elektromotoren für das Bauteil fertiggestellt.

die Kurve

Mit dem aktiven Stabilisator ist Julian Borowski etwas Innovatives gelungen ...

... das im Rennwagen des Formula Student Teams zum Einsatz kommt.

entwickelte technische Lösung besticht durch das innovative Prinzip, ihre einwandfreie Funktion und das geringe Gewicht“, so Stetter.

„Das muss man dann schon leben“

Bis heute hat der Bachelorabsolvent den Stabilisator mehrfach weiterentwickelt und optimiert. So verwendete er für den Formula Student Rennwagen der Saison 2017 je ein Servo an Vorder- und Hinterachsstabilisator, um den Verstellbereich zu verbessern. Auch für die Konstruktion des Stinger18 entwickelte Julian bereits Ideen und brachte diese zu Papier. Doch nicht allein der Stabilisator ist ein Steckperd des zukünftigen Master-Studenten. Als Teamleiter für den Bereich Fahrwerk war er für die komplette Fahrwerkskonstruktion des Stinger16 verantwortlich. Im Formula Student Team ist Julian mittlerweile etwas kürzer getreten. Circa 120 Stunden Arbeit pro Monat wären neben seinem Praktikum bei einer Weingartener Firma im Bereich Maschinenbau und Konstruktion nicht drin gewesen. „Beim Formula Student Team muss man sich eigentlich kontinuierlich um etwas kümmern, das muss man dann schon leben“, betont Julian.

Nicht nur an der Hochschule lebt Julian seine große Leidenschaft für Autos aus. Seit 2002 nimmt er regelmäßig und teilweise sehr erfolgreich an Weltmeisterschaften oder europaweiten Rennserien mit ferngesteuerten Autos im RC-Modellbau teil. Auch hier zeigt sich: Der angehende Masterstudent ist einer von der schnellen Sorte.



SYSTEMIC PROJECTMANAGEMENT



**SIND SIE
DER TYP
FÜR KNIFFLIGE
AUFGABEN?**



**DANN SIND SIE BEI UNS
GENAU RICHTIG!**

Die Schnitzer Group ist ein technischer Dienstleister mit 8 Standorten weltweit. Wir bewegen uns im Spannungsfeld zwischen Technologie und Kommunikation. Mit unserem „Systemic Projectmanagement“ bieten wir unseren Kunden die Chance, ihre Projekte erfolgreich zu gestalten.

Wir lassen unseren Mitarbeitern den Freiraum, ihre Aufgaben nach eigenem Ermessen, in Abwägung der Kundeninteressen, zu betreuen. Vertrauen, eigenverantwortliches Arbeiten und internationale Entwicklungsmöglichkeiten werden von uns dabei aktiv gefordert und gefördert. Wir freuen uns auf Sie.

Sie arbeiten gerne

- international
- interdisziplinär
- eigenverantwortlich
- in einem interessanten, technischen Umfeld

Sie sind

- kommunikationsstark
- einsatzfreudig und flexibel
- reiselustig
- ein Teamplayer

Interessiert?

Weitere Informationen und Stellenausschreibungen finden Sie bei Schnitzer Group GmbH & Co. KG
88239 Wangen im Allgäu, Paradiesstraße 4
Tel.: +49 7522 707969-22
www.schnitzer-group.com



Die Maßschneiderei

Wie ein Unwetter in Vietnam zwei Studenten zu Anzug-Experten machte



Florian Kreft (links) und Alex Katjuschenko legen Wert auf persönlichen Kontakt und Atmosphäre. Ihren Showroom haben sie „very British“ eingerichtet.

Von Christoph Oldenkotte

Er ist mit dem Motorrad unterwegs in Vietnam, als eine Unwetterwarnung seiner Reise eine Zwangspause verordnet: eine Woche im zentralvietnamesischen Hoi-An. Die Küstenstadt ist etwa so groß wie Ravensburg und Weingarten zusammen. „Dort findet man eine Schneiderei neben der anderen“, erzählt Florian Kreft. So kommt es schließlich, dass auch er – womöglich aus reiner Langeweile – Maß nehmen und sich einen auf den Leib geschneiderten Anzug fertigen lässt. Seiner Mutter sagt er am Telefon: „Wenn ich zurück bin, mache ich eine Firma für Maßanzüge auf.“ Ihre Antwort: „Du hast Feinwerkmechaniker gelernt, Florian!“ Es gibt also Naheliegenderes.

Das war im November 2014. Heute, drei Jahre später, sitzt Florian Kreft zusammen mit seinem Partner Alex Katjuschenko in

seinem Mode-Start-up „Suitery“. Very British ist die Devise: Ledersofa, Whiskey und jede Menge Stoffmuster. An den Wänden Anzüge und Krawatten. Die beiden studieren an der Hochschule Ravensburg-Weingarten, Florian Kreft Betriebswirtschaft und Management im dritten Semester, Alex Katjuschenko hat Ende Oktober seine Master Thesis in Technik und Optimierung abgegeben. „Zwei Jahre haben wir investiert“, sagt Kreft, „nur um rauszufinden, wie das geht, Maßanzüge herstellen, passende Stofflieferanten finden, und natürlich wie man Maß nimmt. Hätten wir zwei Jahre lang Regale eingeräumt, hätten wir deutlich mehr verdient.“ Der Weg zum rentablen Unternehmen war also lang.

Zurück auf Anfang. Bereits während seines Aufenthalts in Hoi-An zieht Kreft in seinem neuen Anzug los, besichtigt Schneidereien und

sucht potentielle Lieferanten. Er ist überzeugt von seiner Geschäftsidee. Zuhause angekommen präsentiert er seinen neuen „Wahnsinnsanzug“, natürlich nicht ohne den Hinweis, „das könnt ihr auch haben.“ Kreft gewinnt Alex Katjuschenko für sein Projekt, den eher kritisch rechnenden Teil des Teams. Ein Business-Plan wird erstellt.

Dann geht's los. Die Firma braucht einen Namen. „Suitup“ ist bei Facebook schon vergeben. Doch man lernt die Kollegen kennen, die sich dieses Label gesichert haben. Sie sitzen im isländischen Reykjavík, und erweisen sich bei der Gründung als sehr hilfsbereit. Das Ravensburger Startup hört schließlich auf den Namen „Suitery“, Untertitel: „Qualität nach Maß“. Doch nach Maß läuft es zunächst ganz und gar nicht. „Die Testphase war lang und kostenintensiv“, merkt Alex an.



Fotos (4): Christoph Oldenkotte

Mit ihrem ersten Lieferanten aus Vietnam starten Kreft und Katjuschenko eine Facebook-Anzeige. „Stoffmuster gab es keine“, sagt Kreft, „nur schwarz.“ Man denkt an Henry Ford. Immerhin war der mit seinem Geschäftsmodell durchaus erfolgreich. Anzüge werden geordert, einer passt, ein anderer nicht. Heute sagt Kreft, „die Qualität war vernichtend schlecht, wie wir heute wissen, sowohl das Material wie auch die Verarbeitung. Aber wie hätte das auch anders gehen sollen, bei einem Preis von 140 Euro. Heute haben wir sogar Stoffe, wo allein der unverarbeitete Meter über 300 Euro kostet.“

50 Maße nehmen für einen Anzug

In diesem Moment betritt ein Kunde das Geschäft. Die beiden unterbrechen das Gespräch, begrüßen den Herrn persönlich. Er kommt, um seinen Anzug abzuholen, ist extra aus Ulm angereist. Kreft reicht ihm den Anzug, der Herr verschwindet in der Umkleidekabine.

Nach den ersten Misserfolgen begeben sich Kreft und Katjuschenko weltweit auf die Suche nach Schneidereien, die ihren Ansprüchen gerecht werden. „Top Qualität und exzellenter Service, das ist unser oberstes Motto“, sagen die beiden. „Macht sich jemand die Mühe, 50 Maße an sich nehmen zu lassen, dann hat er auch ein Recht darauf, dass der Anzug perfekt passt“. Schließlich werden sie fündig, treffen ihre neuen Geschäftspartner am Flughafen in Frankfurt. Die Jungunternehmer sind von der Qualität der Verarbeitung begeistert. Doch auch die ersten Anzüge des heutigen Lieferanten passten nicht perfekt. „Jede Schneiderei arbeitet anders, nimmt unterschiedlich Maß, da mussten wir erst mal zurechtkommen.“

Spielfilmartige Unternehmensgründung

„Anfangs waren wir mit den vielen Varianten, mit Obermaterial, Innenfutter, Knöpfen, Fäden und Farben ziemlich überfordert. Aber wir haben einfach zwei Jahre lang Anzüge gemacht. Hat der Anzug einmal nicht optimal gepasst, haben wir genau analysiert, warum.“ Im Sommer 2016, nach eineinhalb Jahren gehen die beiden mit ihrem Angebot an den Markt, melden ihr Gewerbe an. „Wir haben immer daran geglaubt. Und heute kommen täglich Anfragen rein.“ Mittlerweile vertreiben die Suitery-Gründer neben den maßgeschneiderten Anzügen und Hemden auch Krawatten, Schuhe und andere Accessoires. Ihre Tücher



beziehen sie von der berühmten Savile Row in London, oder aus dem piemontesischen Biella in Italien.

An Mut mangelt es den beiden offensichtlich nicht. Und so überrascht es auch nicht, dass sie im Frühjahr 2017 zum Bodensee Business Forum eingeladen werden. Kreft sitzt auf dem Podium neben Prominenten aus Politik und Wirtschaft. Der Meinung, Start-ups gehörten in die großen Betriebe, weil sie dort die notwendige Infrastruktur hätten, widerspricht er selbstbewusst. Die Gründer gehörten eben gerade nicht dorthin. Denn was mache ein Start-up stark? Seine Schnelligkeit, Unabhängigkeit, Flexibilität. Unter dem Dach einer großen Firmenstruktur sei das oft nicht möglich. „Dafür gab es damals viel Zuspruch“, sagt Kreft heute. „Konzerne sehen kleine Gründungen oft als unnötig an. Aber natürlich hätten sie die Fachkräfte lieber im eigenen Unternehmen als irgendwo in einer privaten Garage.“

Der Kunde tritt aus der Umkleidekabine. Man sieht ihm an, er ist sehr zufrieden mit dem Ergebnis. „Das Entscheidende“, sagt Kreft, „ist der Blick für die Physiognomie. Man kann nicht alles messen, jeder Körper ist mit seinen Hebeln ganz unterschiedlich.“ Selbst die berufliche Stellung ihrer Kundschaft lassen die beiden nicht außer Acht. „Als Vorstand muss schon der Kragen Autorität ausstrahlen.“ Der Herr hat seinen neuen Anzug zwischenzeitlich wieder abgelegt und erhält noch einige Tipps aus dem Ledersofa. „Wir haben im Prinzip nichts Innovatives getan“, sagt Kreft, „wir haben nur eine alte Handwerkskunst aufgegriffen und dabei großen Wert auf Qualität und vor allem auf Individualität gelegt.“

Der unwetterbedingte Aufenthalt an der Küste Vietnams war letztlich ein Zufall. Aber er hat aus zwei Studenten in Oberschwaben Experten für die Herstellung und den Vertrieb von Maßanzügen gemacht. Dass diese spielfilmartige Unternehmensgründung schließlich von Erfolg gekrönt wird, liegt vermutlich nicht zuletzt daran, dass die beiden neben aller technischen Detailversessenheit ein ganz menschliches Bedürfnis erkannt haben. Nämlich dass es Anschaffungen gibt, bei denen Menschen gerne persönlich begleitet und individuell wahrgenommen werden. Kreft und Katjuschenko formulieren das wie folgt: „Ziel ist es, dem Kunden ein einmaliges Kauf- und Besitzerlebnis zu verschaffen, und das am besten offline!“

1 + 1 = 3

Markus Ewald

Oberbürgermeister der Stadt Weingarten



Foto: Franziska Mayer

Christoph Oldenkotte: Was ist für Sie – in einem Satz – die Hochschule Ravensburg-Weingarten?

Markus Ewald: Eine hervorragende Bildungseinrichtung, ein wichtiger Partner für die Stadt und die Unternehmen in der Region und ein nicht zu unterschätzender Standortfaktor.

Wo gibt es in Ihrem beruflichen Alltag Berührungspunkte zur Hochschule?

Es gibt viele unterschiedliche Berührungspunkte, zum Beispiel treffe ich mich regelmäßig mit den Rektoren beider Hochschulen, um die gemeinsamen Themen zu diskutieren. Bei allen Bauprojekten ist die Stadtverwaltung automatisch mit eingebunden. Es gibt den Runden Tisch Hochschulstadt mit Beteiligung der Studierenden. Wir unterstützen zahlreiche studentische Projekte und Feste durch das Ordnungsamt und den Baubetriebshof. Es gibt Kooperationen im sozialen Bereich, zum Beispiel das Projekt Odyssey – Weingartener Lebensgeschichten, das wir im Rahmen des 150-jährigen Stadtjubiläums gemeinsam durchgeführt haben.

In Weingarten studieren über 7.000 junge Menschen. Wir hören immer wieder, man würde das im öffentlichen Raum kaum wahrnehmen. Wie sehen Sie das?

Wir sind stolz auf unsere Hochschulen und darauf, dass Weingarten eine Bildungsstadt ist. Bezüglich der öffentlichen Wahrnehmung muss ich Ihnen aber widersprechen. Die Hochschulen „verjüngen“ die Stadt, und die Studierenden sind ein wichtiger Teil unsere Stadtgesellschaft. Wir nehmen auch die Zunahme der internationalen Studierenden wahr, die eine Bereicherung für die kulturelle Vielfalt unserer Stadt bedeutet.

Bevor Sie nach Weingarten kamen, waren Sie bereits Bürgermeister in Bad Urach. Wie hat sich seither das Amt eines Bürgermeisters gewandelt?

Die sozialen Netzwerke sind eine wichtige Plattform geworden für den Austausch mit der Bürgerschaft, leider nicht immer auf gleichem Niveau. Der zweite Punkt – der mit dem ersten zusammenhängt – ist die Bedeutung von Bürgerbeteiligung. Bei größeren Prozessen ist das heute eine absolute Selbstverständlichkeit. Dem erfolgreichen Management von Veränderungsprozessen kommt heute eine besonders große Rolle zu.

Wie gehen Sie mit Kritik um?

In einem öffentlichen Amt ist man selbstverständlich immer der Kritik ausgesetzt, das gehört dazu und das muss man als Politiker aushalten. Auch wenn wir vorbildhafte Bürgerbeteiligungsverfahren durchführen, bin ich mir bewusst, dass es nie eine einstimmige Meinung geben kann. Ich erwarte in solchen Situationen aber auch, dass die demographische Mehrheitsentscheidung von der unterlegenen Minderheit akzeptiert wird.

Wo und was haben Sie studiert?

Ich hatte schon immer ein Faible für Frankreich. Nur leider bin ich ziemlich sprachunbegabt. Deshalb habe ich mich bewusst für eine internationale Hochschule entschieden und die Chance genutzt, meine Sprachkenntnisse zu verbessern. Ich habe in Reutlingen und Reims BWL studiert.

Sie waren dann für eine Unternehmensberatung in Paris und die Lufthansa, für die Treuhand-Anstalt in Berlin und ABB tätig. Wie kommt man da auf die Idee, Bürgermeister zu werden?

Nach 17 Jahren Tätigkeit in der Industrie stellte ich mir vor meinem 40. Geburtstag die Frage, wie ich die zweite Hälfte meines Berufslebens gestalten will, die sich nicht nur an der Nutzenmaximierung oder am Aktienkurs des jeweiligen Arbeitgebers orientiert, und dabei das Wohl der Menschen aus dem Fokus verliert. Zufällig ging zeitgleich die Amtsperiode des damaligen Bürgermeisters meiner Heimatstadt Bad Urach zu Ende, die wenig erfolgreich war. Einige Freunde sprachen mich darauf an. Nach reichlicher Überlegung habe ich mich dazu entschlossen, für dieses Amt zu kandidieren. Gründe für meine Entscheidung waren das breitgefächerte Tätigkeitsfeld und die Gestaltungsmöglichkeiten, die dieses Amt bietet.

2008 haben Sie als parteiloser Kandidat in Weingarten das Rennen gemacht. Irgendwas scheinen Sie richtig zu machen. Wie erklären Sie sich selbst Ihren kommunalpolitischen Erfolg?

Ich glaube, die Bürgerinnen und Bürger spüren, dass ich mich mit meinen Aufgaben in Weingarten vollkommen identifiziere. Genauso wichtig ist das Vertrauen der Bürgerschaft in die Arbeit der Verwaltung, und der Grad des Vertrauens resultiert aus der Anzahl der eingehaltenen Zusagen. Darauf lege ich in der Verwaltung besonders großen Wert.

Empfinden Sie die Nachbarschaft zu Ravensburg als Konkurrenz?

Überhaupt nicht. Die beiden Städte haben unterschiedliche Stärken, die sich optimal ergänzen. Eins und Eins gibt in unserem Fall mehr als Zwei, und viele Bürgerinnen und Bürger wie auch Gäste bestätigen mir dies immer wieder.

Ertragreiches Forschungsprojekt

Interdisziplinär wird in Weingarten ein virtueller Ergonomietrainer entwickelt



Viele Variablen haben Einfluss darauf, wie eine Pflegeleistung ausgeführt wird, zum Beispiel auch Größe und Gewicht der beteiligten Personen. Durch eine Einlegesohle in den Schuhen wird auch die Belastung der Wirbelsäule messbar.

Foto: Hochschule

Von Christoph Oldenkotte

„Interdisziplinarität“ ist ein Wort, das in Verbindung mit Forschungsprojekten oft zu hören ist. Für solche fächerübergreifenden Kooperationen bietet die Hochschule mit ihren zum Teil recht unterschiedlichen Fachbereichen gute Voraussetzungen. Am leichtesten lässt sich wohl die Brücke aus der Informatik schlagen in alle erdenklichen Richtungen. Was funktioniert heute schon noch ohne IT? Doch welches Ziel verfolgt ein Projekt, in dem die Bereiche Bildverarbeitung, Pflege und Künstliche Intelligenz zusammenkommen?

Es ist das vom Bundesministerium für Bildung und Forschung geförderte Projekt ERTRAG, das diese Themen an der Hochschule in Weingarten eint. Der Name steht für „Virtueller ERGonomieTRAINER in der Pflegeausbildung“. Und betrachtet man das Projekt von seinem Ziel her, so geht es darum, eine Technologie zu entwickeln, die in Echtzeit eine Analyse der

Durchführung von Pflegetätigkeiten erlaubt und zugleich unmittelbares Feedback über die Qualität dieser Bewegungsvorgänge gibt.

Zum Einsatz kommen kostengünstige 3D-Kameras der nächsten Smartphonegeneration

Es ist bekannt, dass in Pflegeberufen ein erhöhtes Risiko besteht für das Auftreten sogenannter muskuloskelettaler Beschwerden. „Rückenschonendes Arbeiten während der Pflegeausbildung wird häufig in Blockseminaren unterrichtet“, sagt Professor Dr. Maik Hans-Joachim Winter, Leiter des Studiengangs Pflege. „Das heißt, in der Regel nur ein bis zwei Mal während der gesamten drei Jahre.“ Das Feedback zur adäquaten Durch-

führung der Techniken erfolge dabei anhand der Beobachtungen der Lehrkraft. Videoanalysen seien zeitaufwändig und erlaubten zudem keine unmittelbare Rückmeldung während der Durchführung.

Hier setzt das Forschungsprojekt ERTRAG an, um die Pflegeausbildung mit einer Technologie zu stärken, die das individuelle Erlernen ergonomisch korrekter Bewegungsabläufe unterstützt. Das System erfasst die Handlungen der Pflegeauszubildenden. Dabei kommen kostengünstige 3D-Kameras der nächsten Smartphonegeneration zum Einsatz, die nicht nur die sichtbaren Objekte selbst, sondern auch deren Abstand zur Kamera erfassen. „Die Abstände werden mit Licht gemessen. Wir bewegen uns hier im Bereich der Piko-Sekunden“, erklärt Professor Dr. Jörg Eberhardt, der das Projekt an der Hochschule in Weingarten leitet.

Um die erfassten Bewegungen analysieren zu können, werden die erhobenen 3D-Daten auf ein virtuelles Mensch-Modell übertragen, das aus abstrahierten Skelett-Segmenten und Gelenken besteht. Damit nicht nur die Haltung der Pflegenden, sondern auch die Belastung ihrer Gelenke evaluiert werden kann, kommen zudem sensorische Einlegesohlen zum Einsatz, mit denen die sogenannten Bodenreaktionskräfte gemessen werden.

Die Analyse dieser Aufzeichnungen ermöglicht die unmittelbare Rückmeldung an die Lernenden. Ob dieses Feedback visuell, auditiv oder haptisch erfolgt, ob es während oder nach Abschluss der Handlung erfolgt, all dies ist ebenfalls Gegenstand des Forschungsprojektes. Es sollen diejenigen Interaktionsmodi identifiziert werden, die den Lernprozess optimal unterstützen.



Die Erfassung der Bewegungsabläufe erfolgt derzeit noch über sogenannte Marker. Zukünftig sollen die Kameras in der Lage sein, die Bewegung auch ohne diese Referenzpunkte aufzuzeichnen und in ein Skelett-Modell zu übertragen.

Foto: Franziska Mayer

Doch wie beurteilt das System die Qualität der Vorgänge? Logischerweise benötigt es ein Referenzmodell optimaler Abläufe. Dies ist nun der Punkt, an dem, nach der Pflege und der Bildverarbeitung, der dritte Fachbereich ins Boot kommt. „Es ist nicht ausreichend, eine Referenz zu fotografieren oder einmal abzufilmen“, sagt Professor Dr. Wolfgang Ertel, Leiter des Instituts für Künstliche Intelligenz an der Hochschule in Weingarten. „Es sind viele Wiederholungen, die wiederum in viele Abschnitte unterteilt werden.“ Doch selbst dann weiß die Maschine noch nicht, welche Variante schlecht, welche besser und welche optimal durchgeführt war. Das heißt alle Segmente werden bewertet. „Wir sprechen da von über 10.000 Samples“, sagt Ertel. „Und dabei beschäftigen wir uns gerade mal mit der Ausführung von nur zwei Bewegungsabläufen, dem Aufrichten einer Person aus dem Bett und dem nach oben Ziehen einer im Bett liegenden Person“, ergänzt Maik Winter.

Bei all dem wird auch das Miteinander der verschiedenen Disziplinen thematisiert. „Von uns hat jeder seine sehr eigene Sicht auf seinen Teil des Projekts“, sagt Wolfgang Ertel. „Und wir benutzen dafür sehr unterschiedliche Sprachen“. Jörg Eberhardt ergänzt: „Zudem

entwickeln wir die vorhandene Technik parallel weiter. So sind bei uns Kameras noch in der Entwicklung, mit denen in der KI schon gearbeitet wird.“

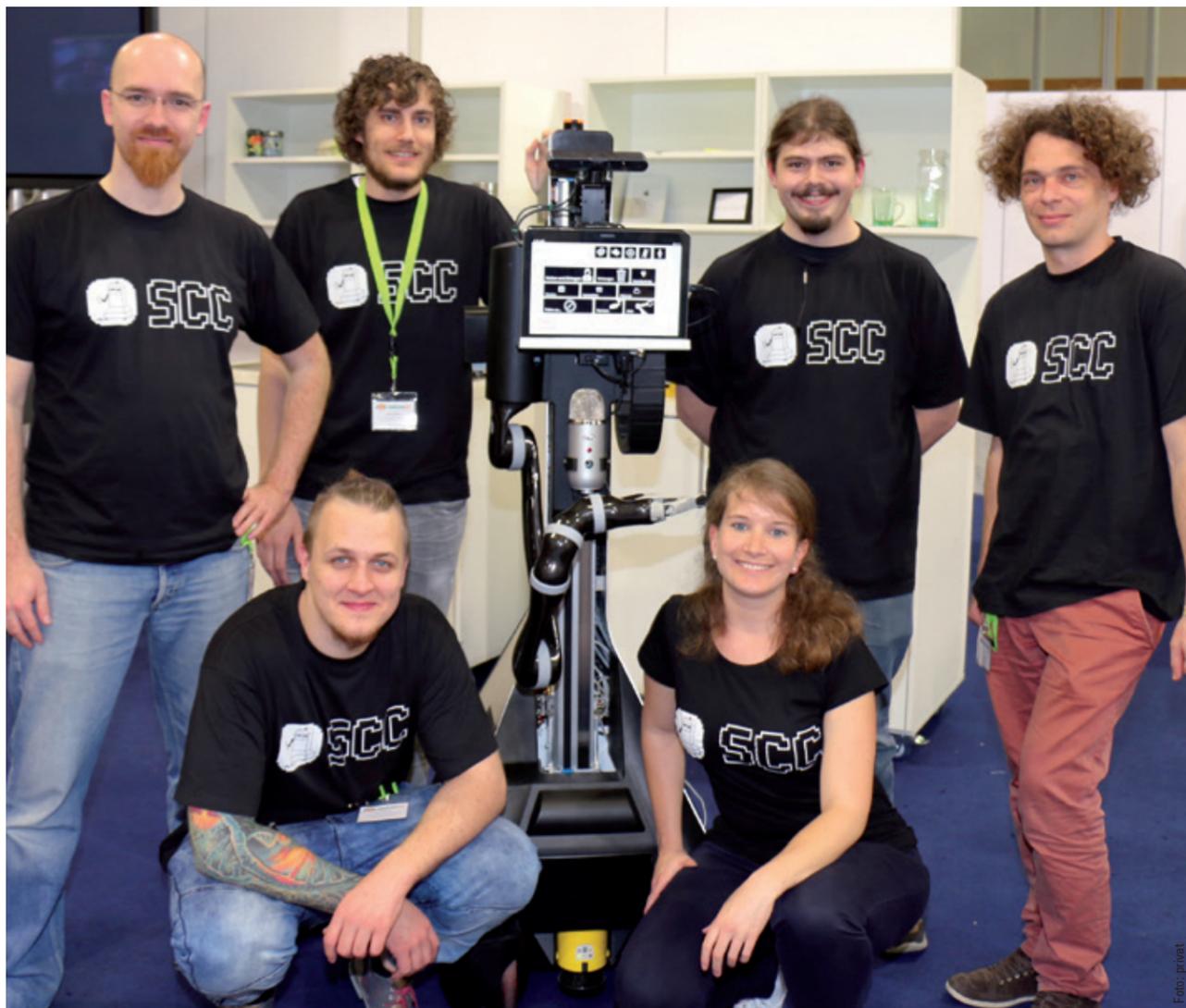
Viele denkbare Anwendungsbereiche

Darauf, dass das Ergebnis später nicht nur die technische Machbarkeit demonstriert, sondern auch gerne angenommen wird, legen die Mitwirkenden großen Wert. „Wir haben Anforderungen von Schulen abgefragt und eine große Online-Befragung an Pflegeschulen durchgeführt“, sagt Maik Winter. Neben der Ausbildung professioneller Pflegekräfte zielt das ERTRAG-System auch auf eine Anwendung durch Privatpersonen, die sich plötzlich mit ihrer Rolle als pflegende Angehörige konfrontiert sehen. Weitere Einsatzgebiete drängen sich auf: Man denke nur an den Sport, der Bewegungsabläufe mittlerweile bis ins kleinste Detail analysiert oder an den Bereich der Rehabilitation.

Eine mögliche Anwendung, an die man vermutlich nicht sofort denken würde, bringt

Wolfgang Ertel noch ins Gespräch: Er ist passionierter Tänzer und ist enttäuscht darüber, dass sich seine Lerngeschwindigkeit gegenläufig zu seinem zunehmenden Alter verhält. „Stellen Sie sich vor, Sie lernen einen Tanz und tragen dabei ein superleichtes Exoskelett, das Ihnen sofort haptisches Feedback gibt, wenn eine Bewegung falsch ist“, sagt Ertel begeistert. „Was meinen Sie, wie schnell Sie damit lernen würden.“ Klingt einleuchtend, wobei jedoch der romantische Aspekt des Tanzens darunter leiden dürfte. Doch damit muss sich vielleicht abfinden, wer mit einem Professor für Künstliche Intelligenz das Parkett betritt.

Die Hochschule Ravensburg-Weingarten ist in diesem Projekt nicht alleine. Das Vorhaben wird durch einen Verbund aus Forschung und Industrie umgesetzt. Partner sind die Universität Konstanz, die Sarissa GmbH in Weingarten sowie die TWT GmbH Science & Innovation. „Wir betreiben mit ERTRAG Forschung auf höchstem Niveau“, sagt Jörg Eberhardt. Nomen est Omen – ein ertragreiches Projekt, das schließlich dazu beitragen wird, Pflegeaufgaben im wahrsten Sinne erträglicher zu machen.



Marvin goes Magdeburg

Informatik-Team reiste mit Assistenzroboter zur deutschen Robotik-Meisterschaft

Von Simone Müller

Wo LAN-Party auf Leidenschaft, Science-Fiction auf Zukunftstechnologie trifft: Im Mai 2017 haben Assistenzroboter Marvin und ein Team aus Studenten und Mitarbeitenden der Hochschule Ravensburg-Weingarten bei der RoboCup German Open in Magdeburg teilgenommen. Sechs Tage lang waren sie Teil einer der größten Robotik-Veranstaltungen Europas. Ein Rück- und Einblick.

Dienstag, 2. Mai 2017



10.30 Uhr, Parkplatz, K-Gebäude: Langsam und schwerfällig senkt sich die Hebebühne. Mit einem Joystick navigiert Steffen Assistenzroboter Marvin in den Innenraum des Mercedes Sprinter. Der metallic-glänzende Serviceroboter wird penibel gesichert. Ein knallrotes Sofa dient als zusätzliche Fixierung. Hier darf nichts schief gehen. Um die Mittagszeit bricht das Team auf in Richtung Magdeburg. „Serious Cyber Corporation“: So lautet der Name, den sich das Team für die Meisterschaft gegeben hat, angelehnt an die „Sirius Cybernetics Corporation“ aus dem Film „Per Anhalter durch die Galaxis“ – aus dem übrigens auch Roboter Marvin stammt. Es geht los: Fast 650 Kilometer liegen vor den Mitarbeitern und Studenten.

Gegen Abend erreichen sie die Messehalle in Magdeburg als eines der ersten Teams. In den kommenden Tagen wird hier die Robotik-Veranstaltung stattfinden. Der Transporter wird ausgeräumt, Kisten werden ausgepackt. In kurzer Zeit entsteht der Arbeitsplatz des Teams für die nächsten Tage. Dann werden die Rechner das erste Mal hochgefahren. Es ist fast 24 Uhr, als die Teammitglieder erschöpft ins Hotelbett fallen.

Marvin wird im Transporter zusätzlich durch das rote Sofa fixiert.

Ein Hauch Science-Fiction: „Amigo“ – der Roboter der TU Eindhoven/Niederlande.



Mittwoch, 3. Mai 2017

Auch die Gegner aus Deutschland und Europa kommen an. Direkt neben dem SCC-Team hat sich die Gruppe von der „Técnico Lisboa“, einem Institut der Universität Lissabon, einquartiert. Allmählich gleicht die Messehalle einer gigantischen LAN-Party. Monitor reiht sich an Monitor, unter jedem Tisch steht ein Rechner, die vielen Kabel auf dem Boden bilden ein einziges Wirrwarr. Die Roboter stehen zum Einsatz bereit. Sie tragen Namen wie „Leonie“, „Lisa“ oder „Amigo“. Sie können sich fortbewegen, viele der Roboter können greifen – andere zeigen Mimik oder können sogar sprechen. Für den Laien sind es unwirkliche, fast befremdliche Szenen. Es sind Maschinen, klar. Aber doch haben sie etwas Menschliches an sich.

Die Weingartener treten in der Disziplin „RoboCup@Home“ an. In dieser Kategorie geht es darum zu zeigen, inwiefern Roboter zukünftig als Haushaltshilfe Einsatz finden könnten. Dazu gleicht ein Bereich der Messehalle einer kleinen Wohnung und ist mit einer Küche, einem Esszimmer und einem Schlafzimmer ausgestattet.

In den ersten Tagen vor dem Wettkampf, der „Setup and Preparation“-Phase, geht es für das SCC-Team darum, Marvin auf die für ihn fremde Umgebung einzustellen. Es sind andere Gegebenheiten als im Labor in Weingarten. Der Assistenzroboter muss sich zunächst in der Messehalle zurechtfinden – nur so kann er die Challenges der kommenden Tage meistern.



Foto: privat

Donnerstag, 4. Mai 2017

Die „Setup and Preparation“-Phase findet am Donnerstag mit der Inspektion der Roboter ihren Höhepunkt. Bei der „Robot Inspection“ wird entschieden, ob die Geräte überhaupt zum Wettbewerb zugelassen sind. So muss jeder Roboter beispielsweise über einen Notknopf verfügen und darf keine scharfen Kanten haben. Außerdem muss er zeigen, dass er einem Menschen, der unerwartet seinen Weg blockiert, ausweichen kann. Soweit zu den kalkulierbaren Risiken. Nicht ausgeschlossen werden kann, ob Marvin die grundlegenden Herausforderungen schafft. Zum Beispiel muss er in der Lage sein, zu erkennen, dass er losfahren muss, sobald die Tür der „RoboCup@Home“-Arena geöffnet wird. Was simpel klingt, ist harte Arbeit und mit etlichen Programmierschritten verknüpft. Kein Wunder, dass die Stimmung bei Teamleader Ben und den anderen Mitgliedern angespannt ist. Es geht um alles oder nichts. Im schlechtesten Fall ist der Wettbewerb vorbei, bevor er richtig angefangen hat.

Der Glücksbringer des Weingartener Teams.

Dann geht es los. Marvin wird vor der Tür platziert. Die Tür geht auf. Sekunden, die sich wie Stunden anfühlen, vergehen. Dann setzt sich der Assistenzroboter in Bewegung und fährt mit Schwung über die Schwelle. Ein Lächeln huscht über das Gesicht von Teammitglied Daniel. Er reckt den Daumen in die Höhe. Alles gut, der erste Wettbewerbstag morgen kann kommen.

Nicht ganz so gut lief es für das Team der Hochschule Rhein-Bonn-Sieg. Ihr Roboter hat es nicht über die Türschwelle geschafft und ist damit disqualifiziert.

Um kurz vor 21 Uhr kommen alle Teams der Disziplin „RoboCup@Home“ zur Poster-Session zusammen und stellen ihre Forschungsarbeiten vor. Ein Lieferdienst bringt Asiatisches. Gestärkt setzt sich das Team nochmal an die PCs und bereitet den ersten Wettkampftag vor. Um 22 Uhr wird die Messehalle geschlossen. Ein kluger Schachzug – ansonsten würden die Teams sicherlich die ganze Nacht damit verbringen, ihre Roboter noch besser zu machen.



Foto: Simone Müller

Freitag, 5. Mai 2017



Foto: Simone Müller

Auf welchen Challenges soll der Fokus liegen? Was kann Marvin leisten? Mit Fragen wie diesen startet das SCC-Team bei einer kurzen Besprechung in den ersten Wettkampftag, der „Stage 1“. Seit 8 Uhr sind sie bereits in der Halle. Nach wenigen Minuten ist klar: Es ist realistisch, dass Marvin zwei der vier Challenges an diesem Tag schafft. Die erste Herausforderung des Tages, in der es um das Erkennen von Personen und Sprache geht, wird ausgelassen. Der Nachteil: Wichtige Punkte gehen flöten. Der Vorteil: Dem Team bleiben kostbare Stunden der Vorbereitung.

Um 12 Uhr steht die erste Aufgabe an: „Storing Groceries“. Dabei muss Marvin Objekte, zum Beispiel einen Apfel, eine Coladose und eine Tüte Cracker, erkennen und in einem Regal in der Nähe eines ähnlichen Gegenstandes verstauen. Die erste richtige Challenge des Wettkampfs, das Team ist nervös. Marvin schafft es, fünf Objekte richtig zu erfassen – das Greifen klappt wegen eines Systemfehlers jedoch nicht. Trotzdem sind Ben und Co. für den Anfang erleichtert.

Die zweite Challenge des Tages steht um 15 Uhr an. Der Titel: „Help me carry“. Die Aufgabe: Marvin soll Einkäufe in die Wohnung bringen. Um das schaffen zu können, muss er die sogenannte „Follow-me-task“ beherrschen. Das bedeutet, er muss einer Person durch eine Menschenmenge folgen können. SCC-Teammitglied Daniel hat Monate damit verbracht, dem Roboter diese Fähigkeit – vereinfacht gesagt – beizubringen. Im Labor in Weingarten hat alles bestens funktioniert. Bei der Challenge folgt dann die Ernüchterung: Marvin reagiert zwar auf Ansprache, verliert die Person, der er folgen muss, aber mehrmals zu schnell wieder. Das darf in dieser Challenge nur ein einziges Mal passieren. Keine Punkte also für diese Aufgabe.

Auch wenn das SCC-Team als Newcomer nicht mit riesigen Erwartungen nach Magdeburg gefahren war: So richtig zufrieden stimmt diese „Stage 1“ niemanden. Doch alles Grübeln hilft nichts: Sie setzen sich wieder an die PCs und tüfteln weiter. Um 22 Uhr werden die Mannschaften gebeten, die Halle zu verlassen.

Samstag, 6. Mai 2017



Teamleader Benjamin Stähle erklärt während der Challenge, was Marvin gerade macht.

Es ist 8 Uhr und die Mitglieder der SCC sitzen wieder an den PCs in der Magdeburger Messehalle. Der Fokus liegt heute voll und ganz auf der „Open Challenge“. Der Clou dabei: Das Team ist nicht an eine bestimmte Aufgabe gebunden, sondern kann frei entscheiden, was Marvin zeigen soll. Sie entscheiden sich dafür, den Assistenzroboter eine Flasche Wasser öffnen zu lassen. Marvin bekommt eine beliebige Flasche mit Drehverschluss in die „Hand“ und muss dann den Deckel erkennen, um die Flasche öffnen zu können. Das Öffnen funktioniert über einen kleinen Drehgreifer, der an Marvin montiert ist. Mitarbeiter Benjamin Kathan hat an dieser Fähigkeit im Rahmen einer Projektarbeit gearbeitet – und hat nun Grund zur Freude, denn die Challenge gelingt ohne Probleme. Euphorie macht sich breit. Klappert der Einzug ins Finale doch?

Und tatsächlich wird am Nachmittag bekannt gegeben, was zuvor niemand erwartet hätte: Das Weingartener Team gehört zu den Top Fünf und ist damit in der Finalrunde. In der Teamsitzung wird auf den Erfolg angestoßen – mit Club-Mate, dem wohl beliebtesten Getränk unter Informatikern, gemessen an den vielen Kästen, die unter den Schreibtischen aller Mannschaften stehen. Vom Erfolgserlebnis und Koffeinschub beflügelt, geht die Arbeit weiter. Einmal mehr wird nicht nur im Hinblick auf das Team aus Weingarten klar: Die jungen Menschen hier brennen für das, was sie tun. Sie erledigen hier keine lästige Pflicht,

sondern sind mit Herzblut dabei. Um 22 Uhr gehen die Neonröhren an der Decke aus. Erst als der Security mit Taschenlampe zum Verlassen der Halle auffordert, wird die Arbeit unterbrochen. Eine kurze Nachtruhe beginnt.

INFO

Projektorientiertes Lernen an der Hochschule

Die Aktivitäten an der Hochschule Ravensburg-Weingarten rund um den Serviceroboter, die in der Teilnahme an der deutschen Robotik-Meisterschaft einen ersten Höhepunkt hatten, wurden durch das Projekt WILLE ermöglicht. Die Abkürzung steht für „Wissenschaft lernen und lehren“. Gefördert wird das Programm vom Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg. Ziel ist es unter anderem, theoretische Lerninhalte in der Praxis zu vertiefen. Wer mehr darüber erfahren möchte, kann Ben Stähle per E-Mail an staehle@hs-weingarten kontaktieren oder einfach persönlich jederzeit im Robotiklabor, Raum K002a, vorbeikommen.

Sonntag, 7. Mai 2017



Ein entscheidender Moment: Klappert die Cocktail-Challenge? Das Publikum verfolgt jede Bewegung von Marvin mit Spannung.

Der unerwartete Finaleinzug hat einmal mehr zur Folge, dass an viel Schlaf nicht zu denken ist: Wieder gehen um kurz nach 8 Uhr die Rechner an. In weniger als fünf Stunden beginnt das Finale. Es steht wieder eine „Open Challenge“ an, für die sich Ben und Co. etwas ganz Besonderes überlegt haben: Marvin soll einen Cocktail aus der selbst entwickelten Cocktailmaschine zapfen und einem Jurymitglied servieren. Als zusätzliche Aufgabe – insgesamt wird jedes Team zehn Minuten geprüft – soll der Assistenzroboter eine Wasserflasche aus dem Regal holen und auf den Tisch stellen. Keine einfache Aufgabe, denn die Wasserflasche ist transparent – und damit schwer erkennbar. Doch die Testläufe stimmen zuversichtlich, dass es klappen wird.

12 Uhr: In einer halben Stunde geht es los. Marvin wird bereits jetzt zum Startpunkt der Challenge gebracht. Das Weingartener Team wird als erste Mannschaft antreten. Die Anspannung steigt mit jeder Minute. Dann wird es ernst: „3, 2, 1, go!“, gibt der Moderator das Startzeichen. Marvin fährt mit dem Becher in der Hand in Richtung Cocktailmaschine. Wenige Zentimeter vor der Getränkeausgabe stoppt er abrupt ab. „This is not good“, sagt Teamleader Ben über das Mikrofon. Er kommentiert die Challenge und nennt die einzelnen Schritte, die der Assistenzroboter macht. Der gelbe Saft-Mix fließt nicht in den Becher, sondern in die Abtropfschale aus Edelstahl. Ein kurzes, fast schon enttäushtes Raunen geht durch das Publikum. Im Gegensatz zu den vergangenen Wettkampftagen sind zum Finale zahlreiche Menschen an die „RoboCup@Home“-Arena gekommen. Bereits wenige Minuten vor Beginn des Finales hatte die Cocktailmaschine viele Blicke auf sich gezogen. Die Umherstehenden waren gespannt, was es damit wohl auf sich hat.

Schade, dass nicht alles glatt läuft. Aber die Challenge geht weiter. Marvin übergibt den nur mit Eiswürfeln gefüllten Becher an Jurymitglied Loy.

Den zweiten Teil der Aufgabe meistert der Roboter dann ohne Fehler. Die Wasserflasche steht auf dem Tisch. Im Anschluss stellt sich Teamleiter Ben den Fragen der Jury. Dann ist es geschafft: Glückliche und erleichterte Gesichter im Team. Sie schaffen es auf den fünften Platz. Ein Endergebnis, das alle Erwartungen übertrifft. Das wird gefeiert – mit einem selbstgezapften Cocktail.

Montag, 8. Mai 2017

10 Uhr: Die Teammitglieder sind ausgeschlafen, Marvin und der restliche Krimskrams wieder im Transporter verstaut. Es geht zufrieden zurück nach Weingarten. Aufregende Tage liegen hinter dem Team: Viele neue Einblicke in die Welt der autonomen Roboter haben sie gewonnen, Wissen und Erfahrungen mit den anderen Mannschaften aus Deutschland und Europa ausgetauscht. Für die Mitglieder der „Serious Cyber Corporation“ ist bereits heute klar: Auch bei der RoboCup German Open 2018 möchten sie wieder mit dabei sein.



Lebenslängliches Verständnis

In Kooperation mit vielen Partnern forscht die Hochschule in Weingarten an der digitalen Modellierung von Produktlebenszyklen



Foto: Ute Nagel

gibt es unzählige Schnittstellen zwischen Menschen, Abteilungen und Unternehmen. Hinzu kommen unterschiedlichste Anforderungen an die Art und die Tiefe der Informationen sowie die Software und die Maschinen, mit denen sie verarbeitet werden. „Diesen gesamten Lebenszyklus mit allen relevanten produkt-, prozess- und ressourcenbezogenen Daten in ein digitales Gesamtmodell zu integrieren, das ist unser Vorhaben“, sagt Professor Dr. Markus Till, der das Forschungsprojekt in Weingarten leitet.

Drei Produkte hat sich das Konsortium ausgesucht, deren Lebenszyklen es zergliedert und analysiert: eine Pkw-Frontklappe, ein Segway sowie einen Quadrocopter. Das Problem dabei ist die domänenspezifische Verwaltung von Wissen in den einzelnen Schritten. „Es entstehen Methodeninseln“, sagt Till. „Dadurch hat nicht jeder alle Daten, die er eigentlich bräuchte“, ergänzt Professor Dr. Ralf Stetter. „Unser Ziel ist natürlich nicht, diese Funktionalitäten und Systeme wie CAD, MKS, FEM und so weiter, zu ersetzen, sondern wir legen eine Sprache darüber, die über den Domänen läuft und an allen Schnittstellen verstanden wird.“

Der Gedanke kommt aus der Informatik, „wo schon lange übergreifende Modellierungssprachen eingesetzt werden“, sagt Markus Till. Ein großer Bruch bestehe zum Beispiel häufig zwischen der Produktentwicklung und der Fertigung. „Wenn in der Produktentwicklung etwas geändert wird, muss das häufig in den Fertigungsmodellen später auch wieder geändert werden. Zukünftig soll diese Eingabe nur einmal stattfinden“, sagt Till.

Ermöglicht wird das durch eine sogenannte graphenbasierte Entwurfssprache. Sie setzt mit der Unified Modelling Language UML auf einem bestehenden Standard auf, wendet diesen jedoch auf einen neuen Bereich an. Aus vielen

federführend geleitet wird. Sein Gegenstand ist die Erforschung eines „Digitalen Produktlebenszyklus“, kurz DiP. Daran beteiligt sind neben der HRW die Hochschulen in Albstadt-Sigmaringen, Reutlingen und Ulm, die Universität Stuttgart sowie ein Kreis von zwölf Unternehmen aus der Region. Das für dieses Forschungsprojekt eingerichtete Zentrum für angewandte Forschung (siehe Info-Kasten) wird mit 1,5 Millionen Euro, je zur Hälfte vom Land Baden-Württemberg und dem Europäischen Fonds für regionale Entwicklung gefördert.

Eine Sprache über den Domänen

Der sogenannte „Lebenszyklus“ eines Produktes durchläuft von der Idee über die Einführung bis zum Ausscheiden aus dem Markt verschiedene Phasen. Entlang dieses Weges

Von Christoph Oldenkotte

Adam Smith überschrieb das erste Kapitel seines Buches „An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations“ mit den Worten „Of the Division of Labour“. Nicht dass er damit 1776 die Arbeitsteilung erfunden hätte. Aber er setzte ein Schlagwort, das volks- wie betriebswirtschaftliche Denker seither immer wieder aufs Neue beschäftigt.

In der Regel hat die Arbeitsteilung – wie gewünscht – eine Effektivitätssteigerung zur Folge. Doch gehen mit ihr in der Praxis auch andere Notwendigkeiten einher: zum Beispiel ein höheres Maß an Organisation – in Zeiten zunehmend komplexer und spezialisierter Teildisziplinen eine kaum zu unterschätzende Aufgabe. Allein die verschiedenen Sprachen in den einzelnen Arbeitsschritten können zu erheblichen Kompatibilitätsproblemen führen.

An diesem Punkt nun setzt ein Projekt an, das von der Hochschule Ravensburg-Weingarten

INFO

ZAFH

Die „Zentren für angewandte Forschung an Hochschulen für angewandte Wissenschaften“ (ZAFH) des Landes Baden-Württemberg sind hochschulübergreifende Forschungsverbünde, zu denen sich mehrere Hochschulen für angewandte Wissenschaften (HAW) und Universitäten sowie außeruniversitäre Forschungseinrichtungen zusammenschließen. Unter Leitung einer HAW bearbeiten die Partner eines ZAFH wichtige Themen im Bereich der Schlüsseltechnologien. Mit ihrer anwendungsbezogenen Forschung und Entwicklung leisten ZAFHs einen wichtigen Beitrag zum Technologietransfer und fungieren als Impulsgeber für die Wirtschaft.

Schnittstellen und manuellem Nacharbeiten wird ein zentrales Modell mit konsistenten Daten. Für diese Wissensrepräsentation im zentralen Graphenmodell gilt es nun Vokabeln und Regeln, für jedes Objekt ganze „Produktbibliotheken“ zu definieren.

Eine Lösung –
tausend Fragen

„Ein solches zentrales Modell wirft aber wiederum tausende von Fragen auf“, sagt Markus Till. Die teilnehmenden Hochschulen simulieren in dem Projekt die vielen Abteilungen und Zulieferer. „Welches Wissen wird am Ende gebraucht, das am Anfang entsteht? Daran reiben wir uns richtig“, so Till. Dass sich dieser Aufwand jedoch lohnt, davon sind die Beteiligten überzeugt. „Unseren Hochschulen für Angewandte Wissenschaften wird eine Schlüsselrolle zukommen – gerade was das Zukunftsfeld Digitalisierung betrifft“, sagt Theresia Bauer, Landesministerin für Wissenschaft, Forschung und Kunst, im Rahmen des Projektes. Die begleitenden Unternehmen evaluieren fortlaufend den direkten Anwendungsbezug. Ergänzend soll die Methodik an den Partnerhochschulen über gemeinsame Lehr- und Weiterbildungsangebote vermittelt werden.

Eine neue Sprache entsteht also im Dialog vieler Beteiligten. Und womöglich baut sie Stege und Brücken über so manchen Graben, den eine zunehmende Arbeitsteilung geschaffen hatte.

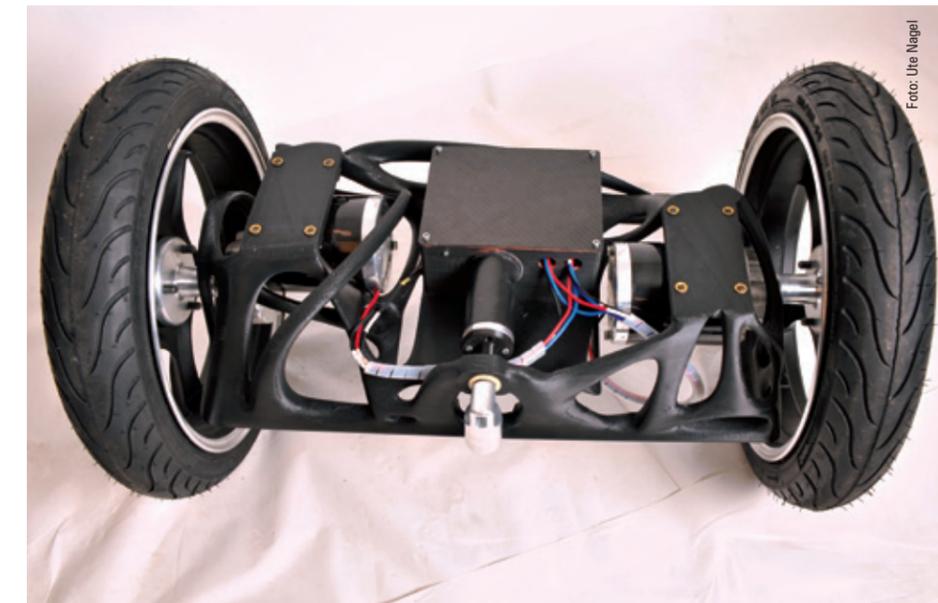


Foto: Ute Nagel

Der Lebenslauf von drei Produkten wird in dem Projekt unter die Lupe genommen: eine Pkw-Frontklappe, ein Segway sowie ein Quadrocopter.



Foto: Christoph Oldenkotte

An der Erforschung des „Digitalen Produktlebenszyklus“ sind neben der Hochschule in Weingarten die Hochschulen in Albstadt-Sigmaringen, Reutlingen und Ulm, die Universität Stuttgart sowie ein Kreis von zwölf Unternehmen aus der Region beteiligt.



Pimp my #hsweingarten

Räumlichkeiten der Hochschule und der Mensapark werden aufgewertet

Fotografie: freiraumwerkstatt



Die neuen Lernplätze im Hauptgebäude der Hochschule können seit Beginn des Wintersemesters 2017/2018 genutzt werden.

Von Franziska Mayer

Mit der Kaffeebar im Foyer des Hauptgebäudes hat alles angefangen. Hier treffen wir den Kanzler der Hochschule, Henning Rudewig, und Professor Dr. Jörg Wendorff von der Fakultät Soziale Arbeit, Gesundheit und Pflege. Bei einer Tasse Kaffee erzählen sie von ihrem gemeinsamen Projekt, die Räumlichkeiten der Hochschule aufzuwerten. Ihre Vision: Der Campus soll als Lern- und Aufenthaltsort attraktiver werden.

Newcastle im Vereinigten Königreich: Professor Wendorff, damals noch Prorektor für Didaktik, Weiterbildung und Studentisches Leben an der Hochschule Ravensburg-Weingarten, befindet sich für sein Praxissemester an der Northumbria University. Dort begeistern ihn nicht nur die gute Lehre und die Forschungsaktivitäten, sondern auch die vielen Sitzmöglichkeiten und Café-Bars. Zurück in Weingarten vermisst er diese „Gesprächstreffpunkte in ungezwungener Atmosphäre“. Schnell steht für ihn fest, die Hochschule in Weingarten braucht auch solche Orte. „Ich spürte an der Universität in Newcastle förmlich, wie diese Treffpunkte eine positive Kommunikationsatmosphäre erzeugt haben“, schwärmt Wendorff. „Getroffen haben sich dort nicht nur Studierende oder Kollegen, auch für Besprechungen zwischen Studierenden und Professorinnen oder Professoren wurden die Sitzmöglichkeiten und Café-Bars genutzt.“

„Hochschule als Lehr- und Lernraum attraktiver machen“

Das Feedback seiner Weingartener Studierenden, dass die Hochschule tatsächlich mehr solcher öffentlicher Begegnungsräume benötige, nahm er schließlich zum Anlass, seine Idee zu einem konkreten Projekt werden zu lassen. Für die Ausstattung an der Hochschule ist der Kanzler verantwortlich. Dieser war von dem Projekt sofort überzeugt und sicherte Wendorff seine Unterstützung zu. Schnell wurde mit dem Seezeit Studierendenwerk Bodensee Kontakt aufgenommen. In kürzester Zeit entstand eine Kaffeebar, die in der Mensa Weingarten aufgestellt wurde. Gleichzeitig fand eine kleinere und einfachere Ausführung der Kaffeebar ihr Zuhause im Foyer des Hauptgebäudes. Während der Andrang im Foyer groß war, wurde die Kaffeebar in der Mensa weniger genutzt. Kurzerhand fiel die Entscheidung, den „schwarzen Kasten“ im Hauptgebäude durch die Kaffeebar aus der Mensa zu ersetzen. „Seitdem die Kaffeebar mit den Stehtischen im Foyer steht, ist hier mehr los“, erzählt Wendorff.

Neben leckeren Kaffeespezialitäten sollen den Studierenden an der Hochschule auch mehr Lernräume geboten werden. Vor dem Start des Projekts „Kaffeebar“ wurde bereits das Konzept „Mensa als Lernraum“ von Seiten der Hochschulleitung initiiert. „Wir wollen die Hochschule als Lehr- und Lernraum attraktiver machen“, so der Kanzler. „Dabei geht es darum, Räume der Kommunikation und Begegnung, auch für den Zeitraum zwischen den Lehrveranstaltungen, zu schaffen.“

In einem ersten Schritt wurden zu Beginn des Wintersemesters 2017/2018 circa 20 neue Lernplätze im Hauptgebäude geschaffen. Hierfür wurden drei große zusammenhängende Stehtische vor der weißen Wand im Foyer platziert. Zusätzlich entstanden sogenannte „Lerninseln“, also Arbeitsecken mit Sitzmöglichkeiten. Im gleichen Design wurden bei den Computern eine Etage tiefer solche Lernecken erstellt.

Die Verfasste Studierendenschaft der Hochschule wurde von Anfang in die Planung mit eingebunden. So wurden ihr die Pläne vor Umsetzung vorgestellt, um im Vorfeld zu klären, ob diese auch dem Bedarf der Studierenden entsprechen. Bei der Aufwertung des Hauptgebäudes soll es dann aber nicht bleiben. Kanzler Rudewig hat bereits Ideen für andere Bereiche des Campus. Konkret umgesetzt werden sollen diese zunächst im Gebäude C.

Unabhängig vom hochschulinternen Projekt für die Aufwertung der Innenräume gibt es auch konkrete Pläne für die Umgestaltung des Mensaparks. Da diese Grünfläche allerdings dem Land Baden-Württemberg gehört, ist für dessen Umgestaltung nicht die Hochschule, sondern der leitende Baudirektor Hermann Zettler vom Amt für Vermögen und Bau Baden-Württemberg in Ravensburg verantwortlich. „Durch neugestaltete Eingangsbereiche und neue Wegeverbindungen soll der Park als Lern- und Freizeitraum gestärkt werden“, erklärt Zettler. Geplant seien eine Lernlounge im Eingangsbereich und die Öffnung des Speisesaals nach Süden auf eine bestuhlte Terrasse. „Außerdem wollen wir mithilfe mobiler Sitzmöglichkeiten und flächendeckendem WLAN das Verweilen im Park schmackhafter machen.“

Bei der Planung arbeitet das Amt für Vermögen und Bau mit den Landschaftsarchitekten von „freiraumwerkstatt“ aus Überlingen zusammen. Nach der Ausschreibung der Maßnahme im Frühjahr 2018 sollen im darauffolgenden Sommer die Baumaßnahmen beginnen. Bei schönem Wetter genießen vielleicht dann auch hier mehr Studierende ihren Kaffee oder treffen sich zum Lernen.

„Roboter können uns nicht ersetzen!“

Daniela Dangel

Hausmeisterin



Foto: Franziska Mayer



Gelassener durch die Prüfung.

Studium, Lernstress und nicht zuletzt Sie selbst, stellen hohe Ansprüche. Dies verursacht Stress und beeinträchtigt nicht selten das eigene Wohlbefinden.

Damit es gar nicht so weit kommt, hat die AOK - Die Gesundheitskasse etwas für Sie: Lebe Balance.

Lebe Balance ist ein einzigartiges Präventionsprogramm, welches von namhaften Wissenschaftlern entwickelt wurde. Die Ziele: dem Alltag mit Stärke begegnen, negative Gedankenmuster ablegen und den Weg zur eigenen Ausgeglichenheit aufzeigen.

Wie? Durch (Online-)Seminare, den Balance- und Werte-Check oder Achtsamkeitsübungen. **Jetzt die Lebe Balance App downloaden (bei GooglePlay und im App Store)!**

AOK - Die Gesundheitskasse Bodensee-Oberschwaben
StudentenService
Liebfrauenstraße 17, 88250 Weingarten
Stefanie Lewandowski
Telefon: 0751 56135-80 E-Mail: stefanie.lewandowski@bw.aok.de



lebe-balance.de

Christoph Oldenkotte: Was ist für Sie – in einem Satz – die Hochschule Ravensburg-Weingarten?

Daniela Dangel: Viel Arbeit.

So schlimm?

Nein, nicht schlimm. Es ist einfach so, der Campus ist groß, wir haben 13 Gebäude und sind vier Leute im Hausmeisterteam.

Was genau ist Ihre Aufgabe?

Wir kümmern uns um alles. Um die Elektrik, die Heizung, um die sanitären Anlagen, die Bestuhlung, Veranstaltungen und, und, und. Wir vier kommen beruflich aus verschiedenen Ecken, aus der Holz-, Metall- und Autobranche. Wir decken den Aufgabenbereich ganz gut ab. Aber wie gesagt, wir sind für alle Gebäude zuständig. Wir müssen Prioritäten setzen.

Was würde passieren, wenn Sie alle ausfallen würden?

Dann geht hier nichts mehr. Es wäre Chaos. Das wird sicher unterschätzt, vielleicht weil man unsere Arbeit nicht so sieht. Aber beispielsweise in einer Veranstaltungswoche würde nichts funktionieren.

Der technische Betrieb gilt nach wie vor als Männerdomäne. Haben Sie das Gefühl, sich mehr als Ihre Kollegen beweisen zu müssen?

Wir haben viel mit externen Dienstleistern zu tun. Da passiert es schon, dass ich am Anfang nicht angesprochen werde. Die denken wahrscheinlich, die macht hier Kaffee. Da muss man dann halt mal Paroli bieten („oifach a dumme Gosch honn“). Dann geht das. Ehrlich gesagt, ich kann mir nichts anderes vorstellen.

Wie kamen Sie an die Hochschule?

Ich bin hier seit 2012. Ich hatte damals Pflegekinder bei mir aufgenommen. Die brauchen Zeit. Und dann hab ich die Ausschreibung der 50 %-Stelle gesehen. Das hat gepasst.

Wie kam es zu der Entscheidung, Pflegekinder aufzunehmen?

Die Kinder können nichts für ihre Eltern. Drei Jugendliche zwischen 13

und 16 waren für eineinhalb bis zwei Jahre bei mir, zum Teil aus schweren Verhältnissen, Eltern im Knast und so weiter. Manchmal haben wir noch Kontakt. Mittlerweile habe ich selbst eine Tochter.

Schon ihr ursprünglicher Beruf ist nicht die klassische Frauendomäne. Ich habe eine Ausbildung zur Kfz-Elektrikerin gemacht. Dann war ich fünf Jahre beim Daimler in der sogenannten „Nacharbeit“, wenn einzelne Autos wegen Mängel vom Band genommen werden. Danach war ich für vier Jahre in Bad Waldsee und habe Wohnmobile geprüft.

Ein Thema für das die Dampfmaschine hier hinter uns steht, ist die Veränderung. Was hat sich getan, seit Sie an der Hochschule tätig sind?

Dazu bin ich zu kurz dabei. Mehr Gebäude sind's geworden und mehr Veranstaltungen.

Wie wird die Hochschule in zehn Jahren aussehen?

Es wird immer noch Hausmeister geben. Roboter können uns nicht ersetzen. Wenn es keine Hausmeister mehr gibt, gibt's auch keine Hochschule mehr.

Alle hier wissen, Ihr Herz schlägt für den BVB. Wie kam es dazu? Angefangen hat das, weil ich als Mädchen Lars Ricken toll fand. Mittlerweile gibt es in unserem Haus kein Zimmer ohne Schwarzgelb.

Und das im VfB-Land!

Ich war beim Championsleague-Finale in London. Meine Tochter ist mit eineinhalb schon Vereinsmitglied. Und wir haben am 19.09. geheiratet, weil BVB 1909. Die ganze Mannschaft war zur Hochzeit eingeladen.

Sind sie gekommen?

Nein, es war ein Spieltag. Aber es kam eine Glückwunschkarte mit allen Unterschriften.

Man sieht, Sie machen keine halben Sachen. War die Entscheidung für die Hochschule auch die richtige?

Ich kann es nicht nachvollziehen, dass man hier freiwillig weggeht.



Foto: Christoph Oldenkotte

Sicherheit im Datendschungel

Das Team des Rechenzentrums sorgt für sichere und störungsfreie IT-Infrastruktur an der Hochschule

Von Franziska Mayer

„Das große Problem ist: Ein hundertprozentig sicheres IT-System gibt es nicht“, erklärt Professor Dr. Bela Mutschler. Der Leiter des Rechenzentrums (RZ) an der Hochschule Ravensburg-Weingarten und sein Team tun aber ihr Bestes, um für eine maximale Sicherheit in der IT-Welt der Hochschule zu sorgen – ein täglicher Kampf gegen Malware, Spam- und Phishing-Mails.

Franziska Mayer: Welche Aufgaben hat das Rechenzentrum?

Prof. Dr. Bela Mutschler: Wir sind ein Dienstleister für die Hochschule. Neben der IT-Sicherheit sind wir für die gesamte Campus-Netzwerkinfrastruktur inklusive Internet und WLAN, für den Webauftritt und das Intranet, für den Betrieb der zentralen Server und Speicherdienste, die hochschulweite E-Mail-Infrastruktur, die gesamte Telekommunikationsinfrastruktur, also Telefone und Faxe, die Verwaltung von Benutzern, sowie für die PC-Pools und öffentliche Arbeitsplätze verantwortlich. Wir beschaffen und warten PCs, Notebooks und andere Geräte, besorgen Software-Lizenzen

und kümmern uns um Wartungs- und Rahmenverträge.

Zu unseren Kernaufgaben gehört schließlich auch der IT-Support für Mitarbeiter und Studierende, bei dem wir uns um akute und alltägliche Computerprobleme der Nutzer kümmern.

Dafür wurde ein Ticketsystem eingeführt. Was verbirgt sich dahinter?

Wer ein IT-Problem hat, schreibt eine E-Mail mit seinem Anliegen an das RZ Support Team. Alle E-Mails bzw. Anfragen werden dann in einer speziellen Anwendung, unserem Ticketsystem, erfasst und je nach Themengebiet an den jeweiligen Experten aus unserem Team weitergeleitet. Von Januar bis Ende September 2017 waren das circa 1.600 Anfragen. Im Moment benötigen wir durchschnittlich drei bis fünf Tage für die Bearbeitung eines Tickets. Oft geht es aber schneller.

Ihnen wird also nicht so schnell langweilig?

Sicher nicht. Dabei sind wir als RZ trotz unserer vielen Aufgaben relativ unsichtbar, insbesondere solange alles funktioniert. Allerdings nehmen die Aufgaben zu: Neue Technologien, neue Standards, die umgesetzt werden, neue Vorgaben seitens des Wissenschaftsministeriums, neue Gebäude.

Sie bezeichnen sich selbst als „Heavy User“. Welche Tipps haben Sie für die Nutzung des Internets?

Allgemeingültige Ratschläge zu geben ist immer schwierig. Aber vielleicht dieser: Auch wenn es lästig scheint, ist eine regelmäßige Passwortänderung extrem wichtig. Wichtig sind immer auch gesunder Menschenverstand und ein gewisses Misstrauen.

Sie sagen, absolute IT-Sicherheit kann es nicht geben. Im Mai 2017 wurden zehntausende Rechner von einer weltweiten Cyberattacke lahmgelegt. In Deutschland war unter anderem das IT-Netz der Deutschen Bahn betroffen. Welche Angriffe musste die Hochschule in der Vergangenheit bereits überstehen?

Da gibt es tatsächlich einige Fälle. Spontan fällt mir der illegale Zugriff auf das E-Mail-System der Hochschule ein, als quasi „über Nacht“ Zehntausende von E-Mails über unsere Hochschul-E-Mail-Infrastruktur verschickt wurden. Das Ergebnis: Das Mail-System der Hochschule wurde auf Sperrlisten gesetzt. Einige Tage war es dann nicht mehr möglich, E-Mails zu verschicken. Unser E-Mail-System war lahmgelegt. Ja und dann sind da noch die vielen Phishing-Mails, die regelmäßigen Schreiben US-amerikanischer Anwaltskanzleien wegen Copyright-Verstößen von Studierenden, die falschen und Malware-verseuchten Bewerbungen, Lieferscheine und Rechnungen. Wir stehen eigentlich permanent unter Beschuss.

Warum gibt es überhaupt so etwas wie Viren und Trojaner?

Da gibt es verschiedene Gründe. Da sind einerseits sogenannte Script Kiddies, also Hobbyhacker, die einfach mal etwas ausprobieren möchten. Der Großteil sind aber professionelle und durchorganisierte Angreifer, denen es in erster Linie ums Geld geht. Sie sammeln Daten und verkaufen diese weiter oder wollen Zugriff auf unsere Infrastruktur, um zum Beispiel Passwörter auszuspähen oder im großen Stil E-Mails zu versenden.

Wie wird sich das wohl in Zukunft entwickeln?

Wir beobachten, dass die Angriffe eher zunehmen als nachlassen. Es ist sehr wahrscheinlich, dass es auch bei uns früher oder später zu einem größeren Zwischenfall kommt. Das Ganze ist einfach nicht abschließend kontrollierbar, auch nicht vom kompetentesten Team.

Wie setzt sich das Team des Rechenzentrums eigentlich zusammen?

Wir haben aktuell neun Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Die meisten sind klassische Informatiker oder kommen aus der Elektrotechnik. Ein Wirtschaftsinformatiker ist auch dabei. Ergänzt wird das Team durch zwei Studierende, die zum Beispiel den Help Desk im Foyer betreuen. Hier bekommen Studierende Hilfe bei Problemen mit dem WLAN-Zugang oder ihren Laptops. Mindestens einmal im Monat setzen wir uns alle zusammen und besprechen aktuelle Problemfälle oder diskutieren allgemeine Themen der IT-Welt, die auch für die Hochschule von Bedeutung sein könnten. Damit wir immer auf dem aktuellen Stand sind, nehmen wir regelmäßig an hochschulübergreifenden Arbeitskreistreffen und Weiterbildungen teil.

Welchen Herausforderungen – neben den Gefahren von Hackerangriffen – muss sich das Team in seiner täglichen Arbeit stellen?

Im Kern geht es im Rechenzentrum darum, die komplette IT-Infrastruktur der Hochschule in einer vernünftigen Art und Weise, und das zu marktgerechten Preisen, bereitzustellen. Bei derzeit über 4.000 Usern ist eine Herausforderung natürlich der Umgang mit den knappen Ressourcen. Wir sind ein starkes Team, wir haben für alle wichtigen Themenbereiche einen Experten. Doch oft ist ein Mitarbeiter pro Schwerpunkt zu wenig. Ein anderes Problem sehe ich zudem in der Standardisierung. Die Hochschule ist sehr dezentral organisiert. Da gibt es auf der einen Seite die Fakultäten mit dem Wunsch nach Individualität, auf der anderen Seite wünschen wir uns als Rechenzentrum gemeinsame Standards an der kompletten Hochschule.

Eine der größten Herausforderungen ist aber das Management der Daten. Ein Großteil der hochschulinternen Daten befindet sich tatsächlich auf den Servern in den zwei Serverräumen der Hochschule. Aber auch auf externen Servern an der Hochschule Reutlingen liegen viele unserer Daten. Dort ist das Hochschulservicezentrum (HSZ), das zentral mehreren Hochschulen Anwendungen und Services anbietet.

Welche Projekte stehen für das Rechenzentrum in der Zukunft an?

Wir werden gemeinsam mit der Pädagogischen Hochschule eine neue Telefonanlage einführen. Und bei den neuen Gebäuden, die auf dem Campus entstehen, wird die Einrichtung der IT-Ausstattung natürlich auch vom Rechenzentrum begleitet. Wir sind überall. Ohne uns geht nichts.

INFO

Professor Dr. Bela Mutschler, der seit 2008 an der Hochschule Ravensburg-Weingarten lehrt, hat im Oktober 2015 die Leitung des Rechenzentrums übernommen. Neben seiner Lehrtätigkeit in den Studiengängen „Wirtschaftsinformatik“ und „Internet und Online-Marketing“ kümmert er sich mit dem Team des Rechenzentrums um:

- 700 Computer
- 150 Laptops und Tablets
- 300 Netzwerkdruker
- 230 virtuelle und 80 physische Server (die in den beiden Serverräumen im Gebäude H und Gebäude C stehen)
- 120 Datenverteiler
- Mehrere Notstromversorger und Kühlsysteme



Fotos (3): First Responder/Andreas Tauscher

Ein ganz normaler Hochschulalltag!?

Als First Responder im Einsatz auf dem Campus

Von Lisa Kathan

Eine halbe Stunde vor Vorlesungsbeginn be-gebe ich mich zu einem der Materialschränke und überprüfe den Inhalt des Rettungsrucksacks. Der kann lebensrettend sein. Jacke, Autodachschild, AED-Gerät (automatisierter externer Defibrillator) und Alarmgeber – alles da! Mein Auto steht in vorderster Reihe, eine spezielle Parkkarte der Hochschule ermöglicht mir das. Im Notfall zählt schließlich jede Minute.

In der Vorlesung falle ich nicht als First Responder auf. Einzig und allein der kleine schwarze Alarmgeber – „Piepser“ nennen wir ihn – verrät: ich habe Bereitschaftsdienst. Ich bin nicht allein. Den gleichen Tagesablauf hat bereits ein weiteres Mitglied unserer Gruppe durchlaufen, eine Kommilitonin aus meinem Studiengang hat sich ebenfalls zum Dienst gemeldet, dank meiner Dienstplan-App sehe ich das. Konzentriert lausche ich den Worten der Dozentin und konzentriere mich auf die Vorlesungsinhalte, notiere Wichtiges in mein Ringbuch. Anders als an anderen Tagen habe ich fast keine persönlichen Dinge ausgepackt und den Autoschlüssel griffbereit in meiner Jackentasche.

Ein fast normaler Hochschultag. Fast. Denn plötzlich unterbricht ein schrilles Piepsen die Vorlesung. Blicke von vierzig Studierenden und der Professorin richten sich auf mich. Überrascht, verblüfft, unwissend, verärgert über die Störung – von allem etwas. Auch die Professorin staunt nicht schlecht, als ich abrupt aufspringe und meine Sachen hastig zusammenpacke. Meine Kommilitonin Maria

hat das Signal ebenfalls erkannt und ist einsatzbereit. Gemeinsam verlassen wir den Raum und rennen zum Parkplatz. Während Maria das Dachschild platziert, starte ich den Piepser. Eine Straße auf dem Campus der Hochschule – nicht weit entfernt. Unser Einsatzstichwort: Verkehrsunfall. Wir sind gespannt, was uns erwartet. Wir wissen bereits: Von der Rettungsleitstelle wurden ein Rettungswagen und ein Notarztwagen mitalarmiert.

Erstversorgung bis zum Eintreffen des Rettungswagens

Schon von weitem ist der Warnblinker eines Autos zu sehen. Eine Frau erkennt unser Dachsymbol und winkt uns hektisch zu sich. Neben dem Unfallfahrzeug liegt ein Fahrrad. Daneben ein Mann, der vor Schmerzen stöhnt. Maria versucht die aufgeregte Frau, die sich später als Fahrzeugführerin entpuppt, zu beruhigen. Ich kümmere mich um den Verletzten. Der Mann ist ansprechbar und kann sich nicht an den Unfall erinnern. Er habe starke Kopfschmerzen, sagt er. Bei mir schrillen alle Alarmglocken. Aber er bekomme genügend Luft, das ist wichtig.

Ich beginne ihn zu untersuchen – vom Kopf taste ich mich vor bis an die Füße. Sein linkes Bein tue ihm weh und er kann sich nicht bewegen. Blutende Verletzungen scheint es aber keine zu geben. Ein weiterer First Responder,

der inzwischen auch am Unfallort eingetroffen ist, eilt mir zur Hilfe und wir legen dem Mann eine Halskrause an. Sie soll ihn, nach dem Sturzgeschehen, vor weiteren Verletzungen schützen. Wir vermuten, dass er sich eine Gehirnerschütterung sowie eine Fraktur des linken Oberschenkels zugezogen hat. Gemeinsam erheben wir Puls und Blutdruck und sorgen mit einer Rettungsdecke für genügend Körperwärme. Der Mann ist sehr dankbar für unsere Hilfe. Wir polstern sein Bein mit einer Decke und versuchen es dabei so wenig wie möglich zu berühren, denn jede Berührung verursacht Schmerzen. Wir erklären unsere Maßnahmen ruhig und versichern, dass bald ein Notarzt eintreffen wird, um ihm gegen seine Schmerzen Medikamente zu verabreichen. Die Schürfwunden verbinden wir mit keimfreiem Verbandsmaterial. Es dauert nicht lange und schon sind die Sirenen des Rettungswagens zu hören.

Die Kollegen des Rettungsdienstes treffen ein. Nach einer kurzen Übergabe übernehmen sie die weitere Versorgung des Patienten. Wir helfen noch bei dem Transport des Patienten in den Rettungswagen und verabschieden uns dann. Zurück an der Hochschule lassen wir das Geschehene noch einmal Revue passieren. Was lief gut? Was kann man das nächste Mal besser tun? Wurde alles ordentlich protokolliert? Zufrieden kehren wir in unsere Vorlesungen zurück. Die Professorin wurde inzwischen von anderen Studierenden über unser Hobby informiert und ist ganz begeistert von der Arbeit der First Responder. Der nächste Einsatz lässt bestimmt nicht lange auf sich warten.

Mit Energie in die Zukunft

Neues Labor soll Erforschung der Elektromobilität fördern



Foto: Robert Brixner



Foto: Christoph Oldenkotte

Von Simone Müller und Christoph Oldenkotte

Elektromobilität, ein heiß diskutiertes und brandaktuelles Thema, spielt auch an der Hochschule Ravensburg-Weingarten zukünftig eine große Rolle. Neben dem Hauptgebäude entsteht derzeit ein E-Mobility-Labor, in dem interdisziplinäre Lehre und Forschung für Studierende aller Fakultäten stattfinden soll. Durch den Bau auf Stelzen wird sie entfernt an eine Forschungsstation in der Antarktis erinnern.

„Das ist ein Leuchtturmprojekt für die Hochschule und für die Region“, sagte Manfred Lucha, Minister für Soziales und Integration des Landes Baden-Württemberg, in seiner Festrede beim feierlichen Spatenstich im April 2017. „Hier werden künftig Führungskräfte ausgebildet, die für den Wirtschaftsstandort Oberschwaben unabdingbar sind.“ In seiner Festrede ging Lucha unter anderem auf die Notwendigkeit von neuen Entwicklungen im Bereich der Elektromobilität ein und erläuterte, welche wichtige Rolle die internationale Vernetzung dabei spielt. Die Hochschule lobte er in diesem Zusammenhang für die internationale Ausrichtung und gab ihr mit auf den Weg: „Bleiben Sie in umwelt- und verfahrenstechnischen Studiengängen weiter federführend. Wir brauchen Ihre Umweltingenieure in Zukunft mehr denn je.“

Moderner Hingucker

Eine energiesparende Bauweise wird das Gebäude auszeichnen: „Was an der Hochschule erforscht und entwickelt wird, spiegelt sich in der Realisierung des Projektes wieder“, erklärte Hermann Zettler, Amtsleiter und leitender Baudirektor am Ravensburger Landesamt für Vermögen und Bau. So wird das Labor beispielsweise in Passivhausqualität gebaut und auf dem Dach und an der Fassade mit Photovoltaik ausgestattet sein. Ähnlich wie eine moderne Autowerkstatt mit Werkbänken, Hebebühne und Elektro-Tankstellen lässt sich die Halle dann beschreiben.

Auch optisch soll das Labor neue Akzente setzen und sich vom 80er-Jahre-Charme des benachbarten Hochschul-Hauptgebäudes abheben. Der Bau auf Stelzen ist nicht nur dem schlechten Baugrund geschuldet, sondern soll der Leichtbaukonstruktion einen schwebenden Charakter verleihen, wie der Architekt Robert Brixner erklärt. Durch Module und Trennwände sei das Labor außerdem erweiterbar und mobil, die Fassade mit metallisch-silbernen und gläsernen Elementen ein moderner Hingucker.

Beim Spatenstich im April 2017 betont Hochschulrektor Professor Dr. Thomas Spägle die Rolle der Studierenden beim Bau des 300 Quadratmeter großen E-Mobility-Labors: „Wir machen das für unsere Studierenden. Das Labor ist ein tolles Symbol für junge Menschen und soll zeigen, dass das, was sie machen, zukunftsweisend ist.“ Auf die Bedürfnisse junger Menschen einzugehen und die Internationalisierung voranzutreiben wird angesichts des demographischen Wandels immer wichtiger – gerade für eine kleinere Hochschule, so Spägle.

Ende April 2018 soll das neue E-Mobility-Labor fertiggestellt sein. Die Kosten belaufen sich auf 1,65 Millionen Euro. Zwei Drittel der Kosten übernimmt die Hochschule. Der dritte Teil kommt vom Land Baden-Württemberg. Auch der Friedrichshafener Technologiekonzern ZF hat der Hochschule eine Drittmittel-Mitfinanzierung zugesagt.

Schon im Frühjahr 2018 soll das neue E-Mobility-Labor fertiggestellt sein und dann so schick aussehen, wie das Modell. Ende Oktober 2017 – also ziemlich genau zur Bau-Halbzeit – war auf der Baustelle lediglich die Unterkonstruktion des neuen Hochschulgebäudes zu sehen. Und tatsächlich war die Fundierung deutlich aufwendiger, als sie nun auf diesem Foto aussieht: Das E-Mobility-Labor steht auf einem festen Fundament.

„Sie müssen gut sein und gut sein und gut sein“

Von Christoph Oldenkotte

Außenperspektive: Was erwarten Arbeitgeber von einer Hochschule und ihren Absolventinnen und Absolventen? Wo sehen sie Chancen und Herausforderungen? Ein Gespräch mit Prälat Michael H. F. Brock, einer von drei Vorständen der Stiftung Liebenau.

Im Jahr 1866 schlossen sich auf Initiative von Kaplan Adolf Aich 13 engagierte Tettlinger Bürger mit Aich im St. Johann-Verein zusammen und begründeten die „Pfle- und Bewahranstalt für Unheilbare“. 1870 bezogen sie das Schloss Liebenau, das drei Jahre später bei der Stiftungsgründung den Namen beisteuerte. Heute, über 150 Jahre nach den Anfängen, beschäftigt die Stiftung Liebenau an 94 Standortkommunen in 317 Einrichtungen und Diensten in sechs europäischen Ländern 7.000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Sie ist einer der großen sozialen Träger der Region Bodensee-Oberschwaben und mittlerweile in fast allen Lebensbereichen aktiv.

Christoph Oldenkotte: Vom Verein mit einem guten Dutzend Mitgliedern hin zu einer Einrichtung mit 7.000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, welche strategischen Entscheidungen waren für diese Entwicklung der Stiftung Liebenau wegweisend?

Prälat Michael H. F. Brock: Nachdem die Begleitung von Menschen mit Behinderung für 100 Jahre das Kerngeschäft der Stiftung Liebenau gewesen war, fand Ende der 60er, Anfang der 70er Jahre eine Zäsur mit einem inhaltlichen Perspektivwechsel statt. Zur Betreuung kam ein pädagogisches und psychologisches Verständnis. Damit einher ging die Frage nach der Ausbildung der Menschen, die diese Aufgabe übernehmen. Diese erste Ausdifferenzierung, auch durch die Veränderungen in der Sozialgesetzgebung, war eine organische. Ende der 80er, Anfang der 90er Jahre war es dann eine bewusste, strategische Entscheidung, sich breit aufzustellen, sich nicht nur auf einen SGB-Hilfe-Bereich zu konzentrieren.

Sie sind im sozialen, im Nonprofit-Bereich tätig, müssen aber auf der anderen Seite sehr betriebswirtschaftliche Entscheidungen treffen. Wie geht das zusammen?

Wenn wir eine Anfrage erhalten, prüfen wir immer nach drei Kriterien: Fachlich, ist das Projekt aus unserem Portfolio zu machen, und ist es für die Menschen vor Ort sinnvoll? Dann natürlich wirtschaftlich, denn wir haben die Verpflichtung, das Stiftungsvermögen sorgfältig zu bewirtschaften und zu bewahren. Und das Dritte ist der menschliche Faktor, der in unserer christlichen Grundhaltung gründet. Mit diesem Konzept sind wir selten in Sprüngen, sondern eher in Kreisen gewachsen.

Wenn wir in die Zukunft schauen, wo liegen die Ziele der Stiftung Liebenau?

Die Schere geht weiter auseinander: Immer mehr Menschen werden immer älter, und der Mangel an Fachkräften wird dringlicher. Vor diesem Hintergrund ist unser Ziel, das fachlich hohe Niveau zu halten. Deshalb wollen wir auch nah dran sein an den Ausbildungsstätten – den Hochschulen ebenso wie den Fachschulen für Pflegeberufe. Wird dort das ausgebildet, was wir brauchen? Und umgekehrt: Was können wir an Profilen und Anforderungen zur Verfügung stellen? Auf der anderen Seite hilft uns die Hochschule, unsere Arbeit in einer Tiefe zu reflektieren, wie wir das selber nicht könnten. Dass wir eine Hochschule für soziale Berufe vor der Haustür haben, ist für unseren Standort ein großer Pluspunkt. Ein anderer Aspekt ist die technische Innovation. Auch hier brauchen wir eine gute Vernetzung für den Wissenschafts-Praxis-Transfer.

Nimmt man die Bewerberzahlen im Studiengang Soziale Arbeit, scheint es an Interesse für diese Themen nicht zu mangeln. Wie erleben Sie das?

Früher kamen viele zum Beispiel über den Zivi mit uns in Kontakt. Heute ist das etwas schwieriger. Wir beobachten aber, dass die, die zu uns kommen, das mit einer gezielten Entscheidung für den sozialen Bereich



Fotos (2): Stiftung Liebenau

tun. Ich sehe das auch als eine Art Gegenbewegung gegen das „Ich und meine Karriere“. Darin steckt für uns aber auch eine große Aufgabe: Denn diese Berufe rangieren in der sozialen Bewertung immer noch weit hinten. Wir müssen gemeinsam klar machen, welche Qualifikationen dahinter stecken. Das sind Zukunftsberufe, sie werden aber aktuell nicht als Zukunftsberufe wahrgenommen.

Welche Erwartungen haben Sie an Absolventinnen und Absolventen?

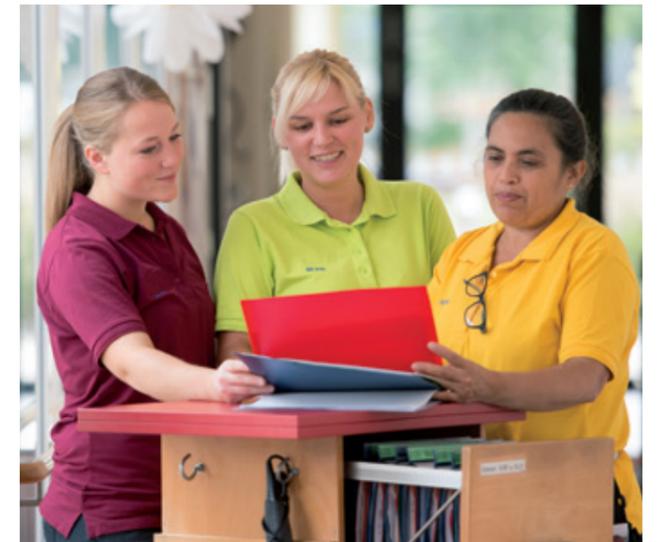
Bei uns arbeiten Absolventen aus der ganzen Bandbreite der Hochschule, also nicht nur aus der Fakultät Soziale Arbeit, Gesundheit und Pflege, sondern auch aus den Bereichen BWL oder Informatik. Über das profunde Fachwissen hinaus wollen wir spüren, dass es ihnen um den Menschen geht. Es ist wichtig, mit welcher Motivation man an die Sache herangeht. Geld und Karriere ist das eine. Aber wir haben einen Wertekontext, und unsere Mitarbeiter müssen von der Haltung her zu uns passen.

Die Metropolen üben eine starke Anziehungskraft aus. Wie sollte eine Hochschule in Oberschwaben darauf reagieren? Was ist Ihre Antwort als Arbeitgeber?

Letztlich ist es doch immer das gleiche: Sie müssen gut sein und gut sein und gut sein. Sie können das beispielsweise über attraktive Lehrstühle oder attraktive Programme. Das geht uns doch gleich. Wie überzeugen wir einen Arzt, der hier natürlich nicht in der Großstadt wohnt und womöglich 20 Kilometer weiter in der Schweiz das Doppelte verdienen könnte? Sie müssen attraktiv sein, egal ob als Arbeitgeber oder als Bildungseinrichtung. Dann bekommen sie auch gute Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter.

Hat eine Hochschule im ländlichen Raum über das Personalthema hinaus eine Auswirkung auf das Leben in der Region?

Ich mag den Begriff „ländlicher Raum“ nicht. Der suggeriert: Da ist nichts. Dieser Begriff wird aus der Perspektive der Großstädte benutzt. Tatsächlich dürfen wir mit Selbstbewusstsein sagen, dass die Region hier boomt. Wenn ich Lebensmöglichkeiten mit Arbeitsmöglichkeiten und Bildungsmöglichkeiten zusammenzähle, dann lässt es sich hier gut leben und arbeiten.



7.000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter hat die Stiftung Liebenau. Etliche von ihnen haben den Grundstein für ihren Beruf an der Hochschule in Weingarten gelegt.

„Früher wurde hier gestrickt“

Brigitte Weizenhofer

Dekanatssekretärin der Fakultät für Soziale Arbeit, Gesundheit und Pflege



Foto: Ute Nagel

Christoph Oldenkotte: Was ist für Sie – in einem Satz – die Hochschule Ravensburg-Weingarten?

Brigitte Weizenhofer: Für mich ist die Hochschule vor allem die Fakultät Soziale Arbeit, Gesundheit und Pflege. Ihr bin ich sehr verbunden.

Was genau ist Ihre Aufgabe in der Fakultät?

Ich bin so ein bisschen zuständig für alles. Ich bin die Assistentin des Dekans und ich bin Ansprechpartnerin für die Studierenden des Bachelorstudiengangs Soziale Arbeit. Diese kommen zum Beispiel wegen Terminen, Anträgen für ein Urlaubssemester und Anmeldungen zur Bachelorarbeit zu mir. Da bin ich manchmal auch der Kummerkasten. Und natürlich gibt es viel zu organisieren für die Fakultät. Es gibt wöchentliche Dekanatsitzungen, kollegiale Beratungen, den Fakultätsrat, Studienkommissionen, Prüfungsausschuss, den Haushalt, Deputate, Stundenplan, Raumreservierungen, Berufungen usw.

Haben Sie sich bewusst für die Fakultät entschieden, oder war das Zufall?

Anfangen habe ich an der Hochschule als Verwaltungsangestellte im Studiengang Informatik. Dann kam die Anfrage, in der Fakultät S eine Vertretung zu übernehmen. Das war damals noch im Schlossbau. Das hat mir gut gefallen, und heute ist die Fakultät mein Herzblut.

Was macht die Fakultät S aus?

Für mich ist es das menschliche Miteinander, auch mit den Professorinnen und Professoren. Bei uns ist es sehr familiär. Und ich konnte mit den Inhalten des Studiengangs Soziale Arbeit was anfangen. Bei uns steht der Mensch im Mittelpunkt. Das ist auch mir ein Anliegen.

Sie sind seit über 25 Jahren an der Hochschule. Was hat sich verändert?

Ich habe früher das Vorlesungsverzeichnis und Skripte noch auf Matrizen geschrieben. Das Arbeiten kann man gar nicht vergleichen. Die Soziale Arbeit war ein Halbzug, wir hatten 30 Studierende und fünf Professorinnen und Professoren. Heute haben wir acht Studiengänge und 23 Professorinnen und Professoren.

Und mit Blick auf die Studierenden?

Früher war es normal, dass wir ältere Studierende hatten, die schon lange im Beruf waren. Da war es eher eine Seltenheit wenn jemand direkt von der Schule kam. Frauenlastig waren wir schon immer. Früher wurde hier in den Vorlesungen auch gestrickt. Heute kann es schon sein, dass man unsere Leute auf dem Campus noch erkennt. Aber Stricken ist out.

Wie sehen Sie die Bedeutung der Hochschule für die Region?

Wir bilden Nachwuchskräfte aus. Es gibt viele soziale Träger in der Region. Wir brauchen sie, sie brauchen uns. Ein bisschen schade finde ich, dass man im öffentlichen Raum nicht wirklich wahrnimmt, dass hier in Weingarten 7.000 junge Menschen studieren. Vielleicht müsste man mehr Aktivitäten der Studierenden in die Stadt verlagern, in den Stadtgarten zum Beispiel.

Dieses Jahr müssen Sie vermutlich ins Exil, weil das Zuhause ihrer Fakultät, das Gebäude A, saniert wird. Besorgt Sie dieser Umzug?

Nein, wir sind schon einmal umgezogen. Die Hochschule ist sehr gewachsen und wir brauchen diese Räume, die auch hier in unserem Gebäude neu entstehen werden. Geplant ist der Dachausbau, der noch weitere Räume bietet. Außerdem trägt die Sanierung auch zur Modernisierung der Fakultät bei.

Wir haben für dieses Heft mit einem Absolventen Ihrer Fakultät gesprochen, der heute Landessozialminister ist. Erinnern Sie sich an den Studenten?

Ja. An Herrn Lucha kann ich mich noch gut erinnern. Da war ich auch schon da, als er hier bei uns sein Diplom gemacht hat.

Die Hochschule als Tor zur Welt



Die Hochschule pflegt weltweit Kooperationen.

Von Franziska Mayer

Rund 60 Studierende aus der ganzen Welt verlassen jedes Semester ihre Heimat, um ein Studium an der Hochschule Ravensburg-Weingarten zu beginnen. Für viele der jungen Menschen ist es das Abenteuer ihres Lebens. Ein Aufbruch ins Ungewisse, tausende Kilometer von Familie und Freunden entfernt. „Konzepte“ porträtiert die internationalen Studierenden der Hochschule in loser Reihenfolge. In dieser Ausgabe: Hallmar Gauti Halldorsson aus Island, Diógenes Javier Pérez aus der Dominikanischen Republik, Erine Eliana dos Santos Gomes aus Kap Verde und Mirshakhzod Khamidov aus Usbekistan. Sie alle sind nach Weingarten gekommen, um ihr komplettes Studium hier zu bestreiten. Andere ausländische Studierende bleiben ein oder zwei Semester an der Hochschule. Im Wintersemester 2017/2018 kommen diese hauptsächlich aus Finnland, Thailand und Polen.

Anzahl ausländischer Studierender* insgesamt	397
Anteil ausländischer Studierender*	11,3 %
Anzahl Austauschstudierender	24 davon 2 im Master und 22 im Bachelor

*ohne Studierende mit ausländischer Staatsangehörigkeit und in Deutschland erlangter Hochschulreife, Stand Wintersemester 2017/2018

Ein Tor zur Welt ist die Hochschule Ravensburg-Weingarten auch für ihre deutschen Studierenden. Aus über 60 Partnerhochschulen weltweit können die Weingartener Studentinnen und Studenten ihren Wunschort für ein Auslandssemester wählen. Oder sie schnuppern im Rahmen ihres Praxissemesters den Duft der weiten Welt. So eröffnet ihnen ein breites Netzwerk aus Industrie, Wirtschaft und dem Sozial- und Gesundheitswesen in der Region den Zugang zu zahlreichen Praktikastellen im Ausland. Finanzielle Unterstützung ist in Form von unterschiedlichen Stipendien möglich. Das Erasmus+ Mobilitätsprogramm, Auslands-Bafög oder ein DAAD-Stipendium sind drei dieser Möglichkeiten. In der aktuellen „Konzepte“-Ausgabe berichten Jana Marie Schmid und Fabian Hafen von ihrem jeweiligen Auslandssemester. Beide haben ihr Praktikum im Ausland selbst organisiert und im Vorfeld mit dem Praxisamt der Hochschule Ravensburg-Weingarten abgesprochen.

Anzahl der Partnerhochschulen	64
Studierende im Auslandsstudium	63*
Studierende im Auslandspraktikum	34*

*Zahlen beziehen sich auf das Jahr 2016 (SS 2016 und WS 2016/2017)

Leidenschaft für Elektronik

Hallmar Gauti aus Island lebt sie als Student und Musiker



Von Franziska Mayer

Hallmar Gauti Halldorsson, den seine Freunde in Deutschland „Halli“ nennen, hat sich im Februar 2017 auf den Weg vom Norden Europas nach Oberschwaben gemacht. An der Hochschule Ravensburg-Weingarten absolviert der 22-Jährige seit dem Sommersemester 2017 den Bachelorstudiengang Elektrotechnik und Informationstechnik. Mit Algorithmen und elektronischen Schwingungen setzt er sich aber nicht nur im Studium gerne auseinander: Der Isländer spielt – wenn es sich ergibt – in Clubs in der Hauptstadt Reykjavík oder auf Festivals Livekonzerte mit seinem Eurorack Synthesizer. Sein erstes Semester in Weingarten hat ihn trotz Startschwierigkeiten sogar zu neuen Songs inspiriert. Im Sommer 2017 entstand daraus in einer einsamen Hütte in Island ein ganzes Album.



Blick auf das kleine Fischerdorf Grundarfjörður, Hallmars Heimat im Westen Islands.

Franziska Mayer: Hallmar, was waren deine ersten Eindrücke von Deutschland?

Hallmar Gauti Halldorsson: Die ersten drei Monate waren ziemlich schwer für mich. Vor allem mit der deutschen Bürokratie kam ich nicht klar, zu viel Papierkram meiner Meinung nach. In Island hast du eine ID-Nummer, mit der du alles erledigen kannst. Dann die vielen Insekten und Fliegen, beides existiert kaum in meiner Heimat. In den ersten Tagen konnte ich auch kein Leitungswasser trinken, ich dachte, so klar wie zuhause kann das ja gar nicht sein. Eichhörnchen sind mir auch etwas suspekt (lacht).

Klingt nach einem etwas holprigen Start. Hast du manchmal Heimweh?

Ich fühle mich mittlerweile ganz wohl hier, auch wenn die Hitze im vergangenen Sommer fast unerträglich war. In meiner Heimat sind maximal 24 Grad möglich, Sommer heißt für uns circa 15 Grad. Als Heimweh würde ich es also nicht bezeichnen, aber ich vermisse den trockenen Fisch und das besondere Isländer Lakritz. Da habe ich mich natürlich besonders gefreut, als mir meine Eltern ein Paket mit den beiden Dingen geschickt haben.

Warum fiel deine Wahl auf die Hochschule Ravensburg-Weingarten?

Ursprünglich war mein Plan, für das Studium nach Dänemark zu gehen aber Dänisch ist eine ziemlich schwierige Sprache. Eines Tages habe ich dann einen Brief gefunden, den ich als 12-Jähriger geschrieben hatte. Darin stand, dass ich gerne mal in Deutschland leben möchte. Also habe ich dann viel nach Bachelorstudiengängen im Bereich Elektrotechnik gesucht. Dabei bin ich auf die Hochschule gestoßen. Die Möglichkeit, die ersten vier Semester auf Englisch studieren und in Ruhe

parallel Deutsch lernen zu können, hat mich überzeugt und natürlich die praktische Ausrichtung an der Hochschule und die vielen interessanten Unternehmen in der Region.

Was gefällt dir an Weingarten bzw. Deutschland?

Da ich die Berge in meiner Heimat so liebe, finde ich die Nähe zu den Alpen natürlich klasse. Und den Bodensee liebe ich. Der öffentliche Nahverkehr ist auch echt super hier und dass das Essen so billig ist, hätte ich nicht erwartet. Ich mag es auch, dass man hier in der Region stärker als zum Beispiel in Berlin gezwungen ist, Deutsch zu sprechen. Dort bin ich mit Englisch gut durchgekommen. Weingarten finde ich ziemlich sympathisch, weil es relativ klein ist. Ich komme aus dem kleinen Fischerdorf Grundarfjörður, im Westen Islands, wo nur circa 850 Menschen leben.

Und wie kommst du mit der deutschen Sprache klar?

Noch kann ich nicht so gut Deutsch aber ich schaue gerne Filme mit deutschem Untertitel. Bis jetzt habe ich leider keine deutschen Freunde, mit denen ich üben könnte. Ich lebe in einer WG mit zwei befreundeten Studenten aus Bangladesch und der Ukraine. Wir sprechen natürlich in erster Linie Englisch miteinander.

Was machst du außer Filmeschauen noch so in deiner Freizeit?

Meine große Leidenschaft ist die Musik. Seit ich 8 Jahre alt bin, spiele ich Gitarre, auch schon in verschiedenen Hardcore-Punk-Bands. Seit ungefähr zwei Jahren bin ich aber auch Fan von elektronischer Musik. Ich habe mir einen Synthesizer zugelegt und zusammen mit einem Freund aus Island ein unabhängiges Musiklabel gegründet. Vergangenen August haben wir uns in einer einsamen Hütte in Island getroffen,

um ein Album aufzunehmen. Sozusagen ein Weingartener Album, denn die Lieder sind komplett in meiner Anfangszeit hier entstanden. Wenn ich in der Hauptstadt Reykjavík bin, spiele ich auch Livekonzerte. Dieses Jahr zum ersten Mal auch auf Festivals. Auch wenn ich elektronische Musik sogar selber mache, höre ich nach wie vor gerne Hardcore und Punk und gehe auf solche Konzerte. Und dann bin ich natürlich gerne beim Wandern oder Klettern in den Bergen. Im Meer zu schwimmen bis die Zehen weiß sind, das ist auch so eine Leidenschaft (lacht).

Was hast du vor deinem Studium gemacht, kommst du direkt von der Schule?

Ich habe eine dreieinhalbjährige Ausbildung zum Elektrotechniker gemacht. Da mir das aber zu wenig Theorie war, habe ich noch ein Jahr an der Universität in Reykjavík studiert. Danach habe ich erst einmal gearbeitet, zuletzt als Audio/Video-Techniker bei einer Firma in Reykjavík.

Wie sieht dein Traumjob aus?

Noch ist es vielleicht zu früh für mich zu sagen, wie der aussehen sollte. Ganz spannend finde ich ja die pure Mathematik. Von daher kann ich mir auch vorstellen, noch einen zweiten Bachelor in diesem Fach zu machen, vielleicht an der Universität Konstanz. In der Elektrotechnik finde ich den Bereich Digitale Signalverarbeitung besonders interessant aber vielleicht werde ich später von meiner Musik leben. Mit den elektronisch erzeugten Klängen vom Synthesizer bin ich ja schließlich nicht so weit entfernt von den Algorithmen und Elektroden in der Elektrotechnik.

Auch an der Hochschule in Weingarten fühlt sich der Isländer wohl.



Foto: Franziska Mayer

switch on your career.

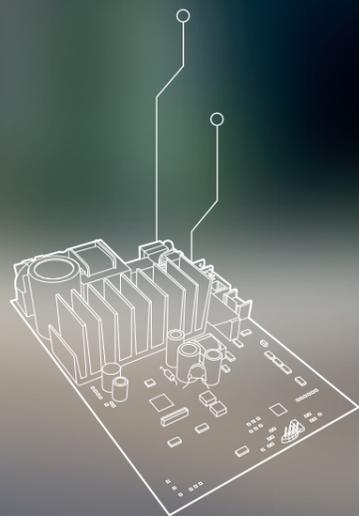
SPITZENTECHNOLOGIE AUF KNOPFD RUCK

Diehl Controls zählt zu den weltweit führenden Entwicklern und Herstellern von elektronischen Komponenten für die Hausgeräteindustrie. Außerdem produzieren wir Hard- und Software sowie Backend-Lösungen für intelligente Energiemanagementsysteme von Gebäuden.

Neugierig? Dann bewerben Sie sich über unsere Online-Stellenbörse auf www.diehl.com/karriere.



Hier geht's zur Stellenbörse.



DIEHL
Controls



Diógenes Javier Pérez musste sich zum Beginn seines Studiums als Einwohner bei der Stadt Weingarten anmelden.

Diógenes Javier Pérez aus der Dominikanischen Republik fehlt in seiner Heimat die berufliche Perspektive

Von Simone Müller

Es ist ein kalter und ungemütlicher Tag im März. Diógenes Javier Pérez tritt durch eine Tür in ein Gebäude in der Weingartener Zeppelinstraße. Das Haus sieht aus wie ein typisch deutsches Wohngebäude im Baustil der 80er-Jahre. Nüchtern. Unscheinbar. Es ist das Einwohnermeldeamt der Stadt Weingarten und es ist ein besonderer Tag für Diógenes: Heute wird er Bürger der ober-schwäbischen Kleinstadt.

Diógenes kommt aus Santo Domingo, der Hauptstadt der Dominikanischen Republik. Erst vor kurzem ist er in Frankfurt gelandet. In wenigen Tagen wird er sein Masterstudium im Studiengang „Electrical Engineering and Information Technology“ an der Hochschule Ravensburg-Weingarten beginnen. Mit ihm starten 49 junge Menschen aus der ganzen Welt ihr Studium an der Weingartener Hochschule. Zuvor gibt es noch einiges zu erledigen: Ein

Bankkonto eröffnen, den Deutsch-Kurs besuchen, die Region kennenlernen – und eben der Gang zum Einwohnermeldeamt. „Sind Sie katholisch oder evangelisch?“ Diógenes steht einer Mitarbeiterin des Einwohnermeldeamts gegenüber. „Katholisch“, antwortet er. Die Frau mit den dunkelbraunen Haaren tippt die Daten in den Computer ein. Diógenes wartet.

Zum ersten Mal auf eigenen Beinen stehen

„Kochen, Wäsche waschen, einkaufen: Ich bin das erste Mal auf mich alleine gestellt“, erzählt er. In Santo Domingo hat er noch bei seinen Eltern gewohnt. Grinsend fügt er hinzu: „Das ist sehr hart für mich, aber ich gewöhne mich daran.“ Nicht nur, dass er in Weingarten zum ersten Mal auf eigenen Beinen steht. Auch andere Dinge sind hier neu für ihn: Ältere Menschen, die mit dem Fahrrad fahren und Supermärkte,

die am Sonntag geschlossen sind: Das hat ihn überrascht. Denn in der Hauptstadt der Dominikanischen Republik habe jeder ein Auto – und Supermärkte seien sieben Tage die Woche geöffnet. Trotzdem: Ihm gefällt Weingarten.

Und doch ist da eine Sache, die er besonders vermisst: das Sonnenlicht, das in diesen grauen und tristen Märztagen tatsächlich rar in Oberschwaben ist. „In meiner Heimat ist es gerade 27 Grad heiß“, erzählt der Student mit ein klein wenig Wehmut in der Stimme. Dabei ist Schwermütigkeit keinesfalls ein typischer Wesenszug der lebensfrohen „Dominicanos“, wie sich die Einwohner der Republik auf der Karibikinsel Hispaniola nennen. „Meine Heimat ist ein armes Land, aber die Menschen dort sind trotzdem jeden Tag fröhlich und haben ein Lächeln auf dem Gesicht.“ Mit einer Ausnahme: „Wir sind traurig, wenn wir von unserer Familie getrennt sind“, erzählt Diógenes. Und da ist sie wieder, die Wehmut.



Eindruck von Diógenes Heimat: die Dominikanische Republik.

Der Student beginnt zu erzählen und beschreibt seine große Familie, die jedes Wochenende zusammenkommt. „Ich habe zwei Brüder und 35 Cousinen und Cousins“, erzählt er schmunzelnd. „Sie alle wohnen in Santo Domingo und am Wochenende treffen wir uns alle im Haus meiner Großmutter.“ Diógenes kommt aus einer einkommensstärkeren Schicht. Sein Vater ist Ingenieur, seine Mutter als Buchhalterin selbstständig tätig. Er ist seinen Eltern sehr dankbar, dass sie ihm sein Studium in Deutschland ermöglichen, so sagt er. Welchen Stellenwert Familie auf der Insel hat, wird nochmal deutlicher, wenn Diógenes erzählt, wieso er ausgerechnet in Weingarten studiert:

„Meine Schwester arbeitet als Ingenieurin in Spanien. Sie hat für mich mehrere Städte und Universitäten in ganz Deutschland angeschaut.“ In Weingarten habe sich die Schwester mit Ramona Herrmann, der Koordinatorin für internationale Vollzeitstudierende an der Hochschule, unterhalten. Die gute Betreuung und die schöne und preisgünstige Lage habe sie überzeugt: „Meine Schwester sagte zu mir: ‚Diógenes, das ist der richtige Ort für dich zum Studieren‘“, erinnert er sich.

Jetzt sind es nur noch wenige Tage bis die ersten Vorlesungen beginnen. „Ich bin ein bisschen nervös, weil die Kurse auf Englisch sind“, gesteht der Dominikaner. Er hat sich für die kommende Zeit ehrgeizige Ziele gesteckt: „Ich möchte mich voll und ganz auf das Studium fokussieren, damit ich meinen Abschluss erfolgreich machen kann.“ Danach möchte er als Ingenieur arbeiten. Wo genau, ist für ihn allerdings noch ungewiss. „Ich weiß nicht, ob ich jemals wieder in die Dominikanische Republik zurückgehe“, so Diógenes. Grund dafür sei die unsichere Perspektive. Korruption und fehlende Infrastruktur seien an der Tagesordnung.

Die immer größer werdende Kluft zwischen arm und reich tagtäglich spürbar. „Wir zahlen viele Steuern, aber trotzdem fehlt es einem Großteil der Menschen an Grundbedingungen wie einem Wasseranschluss und Elektrizität“, erzählt Diógenes.

„Zeit, etwas Neues auszuprobieren“

Besonders problematisch werde es jedes Jahr während der Hurrikan-Saison. „Die armen Leute wohnen in Behausungen aus Wellblech und Holz: Wenn der Sturm kommt, verlieren sie ihre gesamte Existenz.“ Er kritisiert, dass die Regierung nicht genug Geld in die Menschen investiert. Außerdem werde gute Arbeit nicht angemessen bezahlt. „Bei uns möchte niemand Polizist werden, weil man kaum etwas verdient“, beschreibt Diógenes ein Beispiel. Berufliche Chancen gebe es eher noch in der Tourismusbranche, die stetig wachse.

Trotz allem ist die Dominikanische Republik Paradies, Heimat und Zufluchtsort zugleich für Diógenes. Das wird deutlich, wenn er über

seine Familie spricht und das merkt man, wenn er beginnt, von dem Essen auf der Karibikinsel zu schwärmen: Mangú zum Beispiel, ein Brei aus Kochbananen, der typischerweise in Verbindung mit einem Spiegelei, Salami und frittiertem Käse zum Frühstück gegessen wird. Aber auch das deutsche Essen habe es ihm angetan – vor allem Kartoffeln und Würstchen mag er gerne. „Ich habe mein ganzes Leben lang dominikanisches Essen gegessen. Jetzt ist es Zeit, etwas Neues auszuprobieren.“

Zeit für Veränderung. Ein neuer Lebensabschnitt beginnt. Der Gang zum Einwohnermeldeamt ist dabei ein Schritt von vielen, die folgen werden. Nachdem Diógenes noch weitere Fragen beantwortet hat, gibt ihm die Dame hinter dem Schalter in der Zeppelinstraße seinen Reisepass zurück. Das Dokument ist nun um einen Eintrag reicher. Diógenes ist jetzt Bürger von Weingarten. Seine Studienzeit in Deutschland kann beginnen.

Diógenes Reisepass ist nun um einen Eintrag reicher: Er ist jetzt Bürger von Weingarten.



Fotos (2): Simone Müller

„Wir müssen mehr Espresso trinken“

Professor
Dr. Michael
Pfeffer

Prorektor für Forschung,
Internationales und
Transfer

Foto: Ute Nagel



Christoph Oldenkotte: Was ist für Sie – in einem Satz – die Hochschule Ravensburg-Weingarten?

Professor Dr. Michael Pfeffer: Ein Satz? Das geht nicht. – Wir sind eine Hochschule im ländlichen Raum. Und das meine ich durch und durch positiv, mit Stolz.

Wir wollten, dass in dieser Interviewreihe ein Rektoratsmitglied vertreten ist. Ursprünglich war eine Kollegin vorgesehen. Aber bei Espresso führte kein Weg an Professor Pfeffer vorbei. Wie kam es zu dieser Vorliebe?

Ich habe einige Zeit in der Schweiz gearbeitet. Dort gibt es eine Tradition, den Zvieri. Man kommt um vier Uhr auf einen Kaffee zusammen. Das Gute daran ist, man taucht kurz aus seinem Gedankentunnel auf, schildert, woran man arbeitet, wo man nicht weiterkommt. Und dann gab es mal eine Studie, die untersucht hat, warum ein gewisses Industrie-Forschungszentrum bereits mehrere Nobelpreise erhalten hatte. Eines der Ergebnisse war, dass es eben solche ungezwungene Meetings gab. Also: Wir müssen mehr Espresso trinken.

Eine mutige These.

Ich denke nicht in klassischen Strukturen. Ich denke in Relationen.

Sie kamen 2002 als Professor für Optik und Konstruktion an die Hochschule. Seit 2008 sind Sie Prorektor. Was reizt Sie an dieser Leitungsfunktion?

Ich mag es, Prozesse zu gestalten, vorausdenken, Weichen zu stellen. Und ich rede gerne mit Menschen. Ich bin aber auch nach wie vor gerne Professor. Dadurch bin ich nah dran an den Studierenden und habe ein sehr genaues Bild, wie die Situation im Hörsaal ist.

Die Aufgabenfelder Ihres Prorektorats heißen Forschung, Internationales und Transfer. Was genau ist unter Transfer zu verstehen?

Ich nenne das die Third Mission, also die dritte Aufgabe nach Forschung und Lehre. Gemeinhin wird darunter Technologietransfer aus der Forschung in die Industrie verstanden. Ich würde diesen Begriff jedoch deutlich weiter fassen als all das, was Einwirkung hat auf die Gesellschaft.

Wann wurden in den vergangenen 15 Jahren wichtige Weichen für die Hochschule gestellt?

Das ist eindeutig die Entscheidung, englischsprachige Studiengänge einzuführen. Die Internationalisierung wird auch in Zukunft eines der wichtigen Themen sein. Wir müssen diese Angebote ausbauen und die Leute, die zu uns zum Studieren kommen, auch hier halten.

Sie haben vor Ihrem Studium eine Ausbildung zum Mechaniker absolviert. Empfehlen Sie das heutigen Schulabsolventen?

Unbedingt. Auch wenn bei mir die Lehre eher eine Verlegenheitslösung war. Studienanfänger, die aus einer Ausbildung kommen, haben einen anderen Zugang zu ihrem Fachgebiet. Sie bringen Fachwissen mit und vor allem auch Lebenserfahrung.

Zum Abschluss Ihres Studiums gingen Sie nach Japan. Wie kam das?

In den 90ern hieß es, Japan werde unsere Industrie überflügeln. Ich bin spontan. Also habe ich meine Diplomarbeit an einer japanischen Uniklinik im Bereich Medizintechnik geschrieben – mit japanischem Vorwort. Danach ging's zurück nach Europa, wo ich in Lausanne promovierte.

Hatten Sie damals bereits eine akademische Karriere im Sinn?

Ich wollte beide Optionen offen halten. Ich war dann auch einige Jahre in der Forschung bei Leica Geosystems in der Schweiz tätig.

Für einen fotografiebegeisterten Wissenschaftler im Bereich der Optik das Eldorado. Warum dann wieder Oberschwaben?

Wurzeln, Kinder, Schule, Gestaltungsfreiheiten als Professor ...

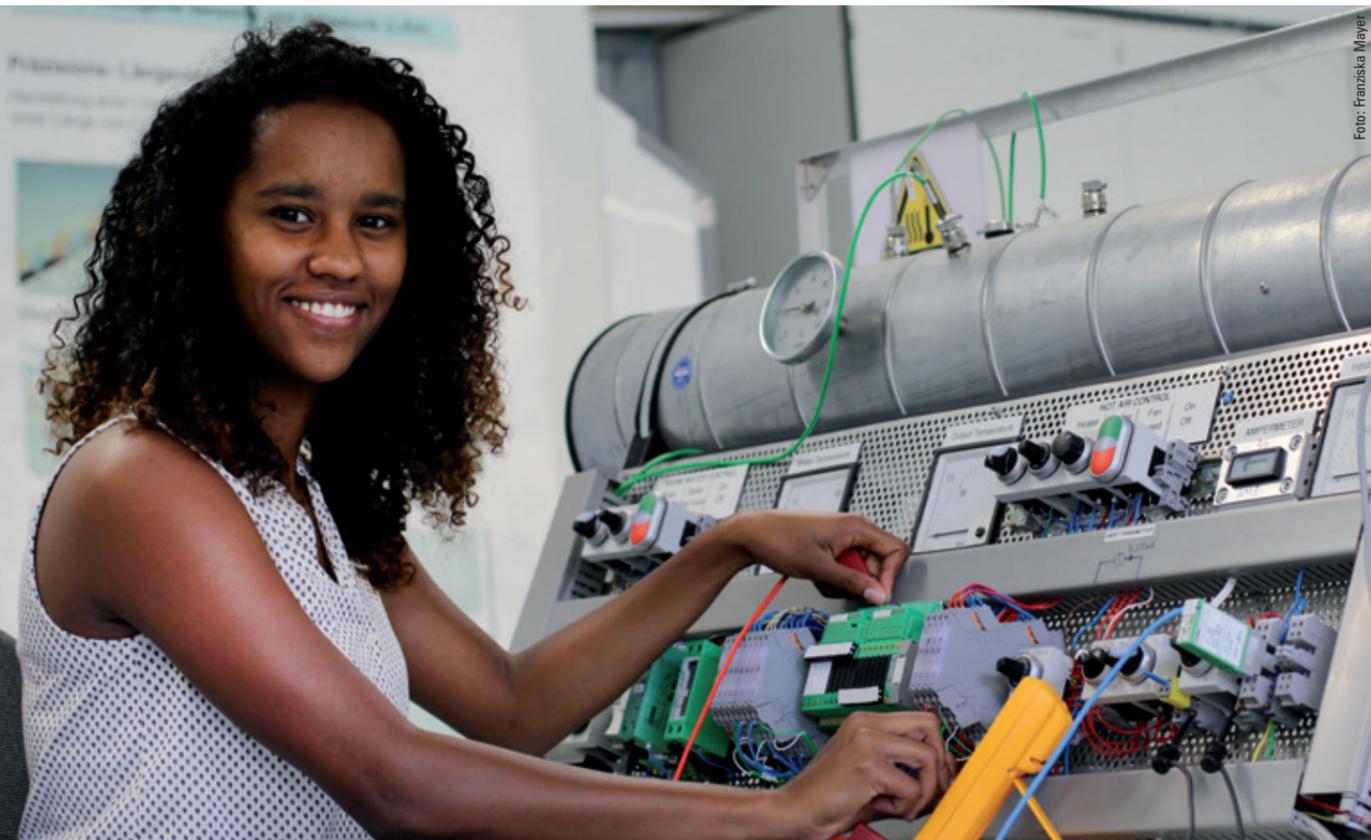
Wie kamen Sie zu ihrem Fachgebiet, der Optik?

Mein Vater war Physiklehrer. Mit zwölf gab's den ersten Optik-Technikkasten, damals schon mit Lichtleitstäben. Zu meiner Dissertation bekam ich von einem Freund meines Vaters eine Leica von 1931 geschenkt. Es haben sich nach und nach so manche Kreise geschlossen.

Viele Wege führen nach Weingarten



Im Fall von Studentin Erine aus Kap Verde war es das Schicksal



Erine hat 2017 erfolgreich den Bachelor Electrical Engineering and Information Technology an der Hochschule Ravensburg-Weingarten abgeschlossen.

Von Franziska Mayer

Es ist wirklich eine schicksalhafte Geschichte, ein bisschen à la „zur richtigen Zeit am richtigen Ort“, die Erine Eliana dos Santos Gomes im Jahr 2014 aus der Ferne an die Hochschule in Weingarten brachte. Eine Geschichte, die sie wohl noch ihren Enkelkindern erzählen kann. Deutschland, so erzählt die 22-Jährige, stand nie auf ihrem Lebensplan, schon allein aus finanziellen Gründen konnte sie sich nicht vorstellen, hier zu landen.

„Ich komme aus einer großen und armen Familie. Stipendien für ein Studium im Ausland gibt es meistens nur für Portugal oder Brasilien“, erklärt Erine. Sie stammt von São Vicente, einer der zehn – davon neun bewohnten – Kapverdischen Inseln. Diese liegt circa 500 Kilometer vor

der Westküste Afrikas. Ungefähr 83.000 Menschen leben dort. Offizielle Landessprache ist aufgrund der Siedlungsgeschichte Portugiesisch. Im Alltag wird jedoch meist Kreol gesprochen – bis auf das Trommeln einer der wenigen afrikanischen Einflüsse auf der sonst sehr europäisch geprägten Insel.

Franziska Mayer: Welche schicksalhafte Fügung brachte dich nach Deutschland?

Erine Eliana dos Santos Gomes: Die Möglichkeit, hier in Deutschland zu studieren und zu leben habe ich einem deutschen Geschäftsmann aus München zu verdanken. Er hatte direkt vor unserer Insel einen Unfall mit seinem Segelboot. Ein paar Mitarbeiter des Yachthafens in Mindelo, der zweitgrößten Stadt auf São Vicente, haben das schwer

beschädigte Boot draußen auf dem Meer gesehen und sind dem Deutschen und seinen Freunden sofort zur Hilfe geeilt. Sonst wären sie wohl untergegangen. Aus tiefster Dankbarkeit bot der Geschäftsmann ein Stipendium für ein Studium in Deutschland an. Die Jahrgangsbeste an meiner Schule sollte das Stipendium erhalten, das war damals ich. Ich konnte mein Glück erstmal kaum fassen, weil ich von so einer Chance nie zu träumen gewagt habe.

Und wie kam es dann zur Entscheidung für Weingarten und den Studiengang Electrical Engineering?

Ich habe mein Abitur auf einer Technischen Schule gemacht, weil ich mich schon immer für Technik interessiert habe. Als Kind fand ich es spannend zu überlegen, wie das Innenleben eines Fernsehers oder Toasters aussieht. Und auch wenn ich gerne und leicht neue Sprachen lerne, so hat mich die Möglichkeit überzeugt, hier in den ersten vier Semestern auf Englisch studieren zu können. Parallel habe ich dann natürlich fleißig Deutsch gelernt. Schwäbisch ist allerdings etwas zu schwierig für mich (grinst).

Was gefällt dir hier in Deutschland besonders?

Viel von Deutschland habe ich ja noch nicht gesehen (lacht). Generell mag ich vor allem die Organisation und Anonymität. In Kap Verde kann man sich schon mal ausspioniert fühlen, weil es so klein ist und die Nachbarn sehr neugierig sind. Auf meiner Insel gibt es nur eine größere Stadt mit circa 76.000 Einwohnern, sonst ist alles sehr dörflich geprägt. Man kann auch alles erlaufen, Busse gibt es nur in der Stadt. Beim Bachelorstudium in Weingarten finde ich die Internationalität total super. Wir Kommilitonen kochen viel miteinander, dadurch lernt man die verschiedenen Kulturen am besten kennen.

Mit welchen Dingen hast du Schwierigkeiten?

Mich hat die Pünktlichkeit der Deutschen überrascht. Für uns in Kap Verde sind 15 Minuten Verspätung völlig normal. Außerdem finde ich die Menschen hier etwas verschlossen. Sie sind sympathisch, aber nicht so offen wie meine Landsleute. Und die schwäbische Küche, naja, die ist echt etwas „zu schwer“ für meinen Magen. Ich esse am liebsten Hühnchen, Fisch und Gemüse. In Kap Verde wird traditionell neben Fisch sehr viel Eintopf gegessen. Meine Liebesspeise ist der Bohneneintopf „Feijoada“.

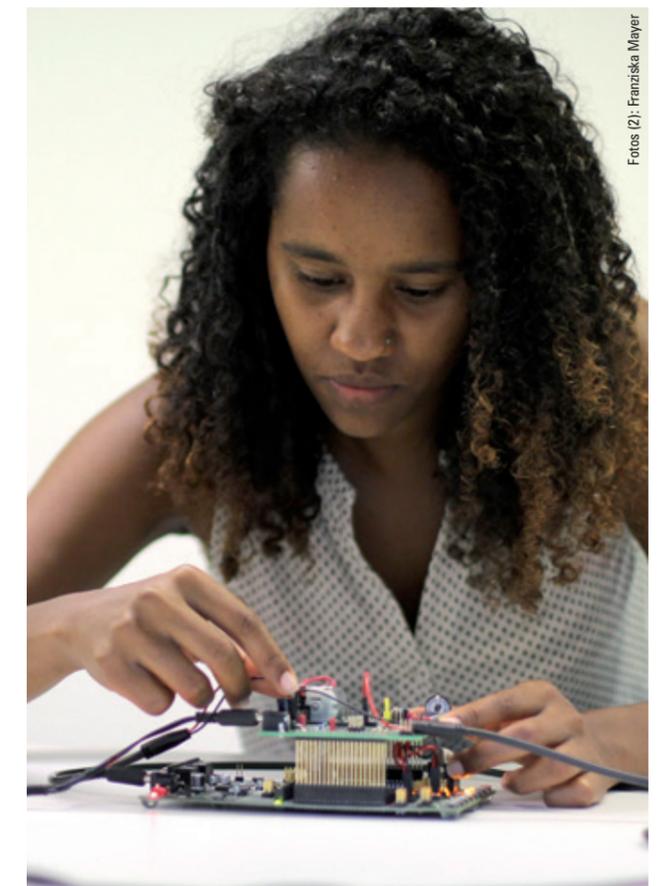


Der Strand Laginha ist nur einige Gehminuten von Erines Zuhause entfernt.

Erine Eliana fühlt sich wohl in Oberschwaben, besonders die Nähe zu den Bergen findet die Wanderbegeisterte toll. Doch beim Thema Essen wird deutlich, dass sie auch Vieles aus ihrer Heimat vermisst. Neben dem frischen Fisch sind das vor allem das gute Wetter und die Straßenfeste. „20 Grad fühlen sich für uns wie Winter an und Regen gibt es auf meiner Insel höchstens mal im August“, sagt Erine schmunzelnd. Auch der Strand, den sie in nur zehn Gehminuten vom Haus ihrer Familie erreichen kann, fehlt ihr. Vielleicht war deshalb die Nähe zum Wasser einer der Gründe für ihren Umzug von Weingarten nach Friedrichshafen im Jahr 2016. Ein anderer war ihre Bachelorarbeit, die sie in der Elektronikabteilung der ZF Friedrichshafen AG erstellt hat.

Für den Master möchte sie dann an eine Technische Universität gehen. Ihr Favorit: Elektrotechnik mit Schwerpunkt Energien an der TU Darmstadt. „Erneuerbare Energien sind auch in Kapverden ein wichtiges Zukunftsthema. Vielleicht kann ich meine Heimat später einmal in diesem Bereich unterstützen“, erzählt die angehende Elektroingenieurin.

Unabhängig davon wie und wo es für Erine studententechnisch weitergeht: Die schicksalhafte Fügung damals am Strand ihrer Heimatinsel in Kap Verde bedeutete eine einmalige Chance, die sie genutzt hat. Die 22-Jährige weiß, dass sie mit ihrem Studium an der Hochschule die Grundlage für den Traum, als Forscherin im Bereich der Elektronik zu arbeiten, gelegt hat. Und mit dem ersten Gehalt kann sie sich dann wohl auch einer ihrer anderen großen Träume erfüllen: eine Reise nach Brasilien.



Erine hat sich schon immer für Technik begeistert.



SIE WOLLEN IHRE ZUKUNFT IN FAHRT BRINGEN?

Dann steigen Sie ein bei EBZ.

Wir bieten Ihnen einen beruflichen Einstieg als:

Konstrukteur/in Engineering Umformtechnik
 CE-Sicherheitsingenieur/-techniker/in
 Teilprojektleiter/in Steuerungstechnik
 Teilprojektleiter/in Robotertechnik/Simulation
 Teilprojektleiter/in Baustellenkoordination/Onsite Management
 Prozessadministrator/in CAE

Sie können sich für den Automobilbau begeistern?

Dann werden Sie Teil eines jungen, dynamischen Teams und profitieren Sie von vielfältigen Karriere- und Entwicklungsmöglichkeiten innerhalb der EBZ Gruppe.

Bewerben Sie sich gleich mit Ihren vollständigen Bewerbungsunterlagen - Ihre neuen Kollegen freuen sich schon auf Sie:

EBZ Gruppe | Frank Valtin | Bleicherstraße 7 | 88212 Ravensburg |
 +49 (0)751 886-1100 | bewerbung@ebz-group.com

HIER PASST ALLES!

www.ebz-group.com

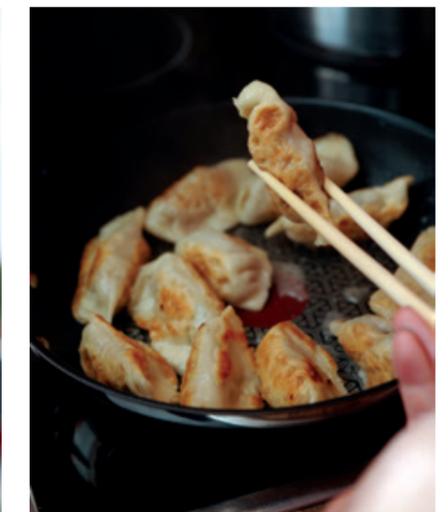
„Mauldäschla“ ganz global

Von Franziska Mayer

„Herrgottsbscheisserle“ werden sie von manchen Schwaben genannt. Warum? An den eigentlich fleischlosen Fastentagen wurde früher kleingehacktes Fleisch mit anderen Zutaten in die kleinen Teigtaschen beigeschmuggelt und dadurch vor den Augen Gottes versteckt, so erzählt man sich's im Ländle. Gemeint sind natürlich Maultaschen – neben Auto, Spätzlepresse und Motorsäge eine der bekanntesten Erfindungen aus Baden-Württemberg. Ohne Zweifel gehören sie zu den Highlights der schwäbischen Küche. Aber auch in anderen Teilen dieser Welt kennt man Teigtaschen, in den verschiedensten Variationen.

Internationale Studierende der Hochschule Ravensburg-Weingarten haben für uns die traditionellen Teigtaschen aus ihrer Heimat zubereitet. So entsteht derzeit, ganz nach dem Motto „rural base – global face“, ein internationales „Maultaschenkochbuch“ – eine Sammlung an interessanten Rezepten, die zum gemeinsamen Kochen und Schlemmen anregen sollen.

Als kleiner Vorgeschmack, was euch in diesem Kochbuch erwartet, gibt es hier schon mal ein paar Eindrücke von unseren bisherigen Kochsessions.



Der „Studentle“ und die Schnelligkeit

Mirsha aus Usbekistan erlebt Kulturschock
im positiven Sinne

Von Franziska Mayer

Mirshakhzod Khamidov – ein Name, der nicht ganz so einfach über die Lippen geht. Seine Studienkolleginnen und -kollegen an der Hochschule nennen ihn daher alle nur Mirsha. Für seine Freunde in der Heimat ist er schlicht Khamidov. Dabei bedeute sein Vorname etwas ganz Besonderes, denn die Endung „shakhzod“ heiÙe so viel wie „Sohn vom König“, erklärt Mirsha. Sein Vater ist im wahren Leben zwar kein König, doch hat er einen großen Anteil daran, dass Mirsha im Ausland gelandet ist.

Ausflug zur Chorvoq-Talsperre, einem beliebtem Touristenziel in Mirshas Heimat.



Foto: privat



Mirsha will als Software-Entwickler in Deutschland arbeiten.

Foto: Franziska Mayer



„Er wollte immer, dass ich im Ausland studiere, um etwas aus mir zu machen. In meiner Heimat Usbekistan ist die Bildung nicht so gut“, erzählt der 26-Jährige. Ein Auslandsstudium gehörte auch für Mirsha lange schon zur Traumvorstellung. Beschränkte sich seine Suche nach Studienplätzen zunächst auf die USA, Malaysia und Großbritannien, bewarb er sich letztendlich nur an Hochschulen und Universitäten in Deutschland. „In Usbekistan sind deutsche Produkte sehr präsent und angesehen, Deutschland gilt als Ingenieurland. Als ein Freund zum Studium nach Deutschland ging, war für mich klar, da möchte ich auch hin“, so Mirsha. Nach intensiver Recherche auf der Homepage des Deutschen Akademischen Austauschdiensts (DAAD) kamen vier Einrichtungen in die engere Auswahl. Dass er schließlich an der Hochschule in Weingarten gelandet ist, lag in erster Linie an der schnellen Rückmeldung durch das Zulassungsamt. Auch die Möglichkeit, während der ersten vier Semester im Bachelor in Ruhe Deutsch lernen, die Lehrveranstaltungen aber in Englisch absolvieren zu können, war für Mirsha damals ein attraktiver Grund für einen Umzug nach Oberschwaben. Im März 2011 wurde dann Weingarten zu seiner neuen Heimat und eine WG mit neun anderen internationalen Studierenden sein neues Zuhause.

Kulturschock im positiven Sinne

Nicht nur den Bachelor in Elektrotechnik und Informationstechnik und den Master in Electrical Engineering hat er erfolgreich an der Hochschule in Weingarten abgeschlossen. Auch seine Deutschkenntnisse sind mittlerweile so gut, ja sogar mit dem Schwäbischen kommt er einigermaßen klar. „Was isch dahanna los?“ ist einer seiner Lieblingssätze, auch die Wörter „Chefle“ und „Studentle“ haben es ihm angetan.

Mirsha spricht voller Begeisterung von seinen Erfahrungen in Weingarten: „Ich bin viel mit dem Fahrrad unterwegs und fahre mit dem Zug oft nach Friedrichshafen. Die Nähe zum Bodensee ist super. Außerdem finde ich es klasse, dass die Menschen hier in Deutschland viel mehr lesen als in Usbekistan. Das ist zumindest mein Eindruck.“ An der Hochschule in Weingarten schätzt er die Selbstständigkeit, die er bei der Vorbereitung auf Lehrveranstaltungen und Prüfungen erlernen musste.

Als Software-Entwickler in Deutschland bleiben

Trotz vieler Unterschiede zwischen seiner Heimat Usbekistan, einem von Import und Export geprägten Land und der Industrienation Deutschland hatte er keinen klassischen Kulturschock. „Es war die Schnelligkeit, mit der ich am Anfang klarkommen musste. Aber das ist für mich Kulturschock im positiven Sinne“, sagt er. Neben dem schnellen Arbeiten der Deutschen sei ihm aufgefallen, dass es aufgrund staatlicher Hilfen nicht die starke finanzielle Abhängigkeit von Freunden oder Familie gibt. In Usbekistan ersetzen Verwandte oder Freunde die staatliche Sozialhilfe, der enge Familienkontakt sei auch an sich normal. Das Thema Familienzusammenhalt empfindet der Absolvent als einen der wesentlichen Unterschiede zu seinem Heimatland. Sein Eindruck: „Familie scheint hier in Deutschland nicht so wichtig, die Karriere steht im Vordergrund.“

Auch Mirsha möchte beruflich erfolgreich sein, am liebsten als Ingenieur oder Software-Entwickler. Dabei spielen für ihn weniger die

Firmen als vielmehr die Inhalte seines Jobs eine Rolle. Er könne sich gut vorstellen, in den nächsten fünf Jahren in Deutschland zu bleiben. „Mir gefällt das zielorientierte Denken und Arbeiten sowie die gute Organisation. Den Ansatz, sich ständig zu verbessern, versuche ich auch umzusetzen“, erklärt er. Wertvolle praktische Erfahrungen konnte er bereits während seines Studiums sammeln. Als Werkstudent oder Ferienjobber arbeitete er unter anderem bei Daimler in Stuttgart, Bosch Software Innovations GmbH in Immenstaad am Bodensee und ZF Friedrichshafen AG. Bei ZF hat er auch seine Masterarbeit geschrieben, die Bachelorarbeit entstand in Zusammenarbeit mit der Continental GmbH.

Familiärer Anschluss wichtig

Genauso wichtig wie die berufliche Zukunft ist für Mirsha als Usbeke die Familie. „Ich möchte meine Eltern und zwei jüngeren Schwestern nach Deutschland einladen, sie haben mich hier noch nie besucht, und ich selbst war in den letzten drei Jahren nur zwei Mal zuhause“, erzählt Mirsha mit etwas trauriger Stimme. Eine Art Familienersatz fand er dank des Brother and Sister Programms der Hochschule gleich zu Beginn seiner Zeit in Deutschland. Die Familie mit drei Söhnen aus Lindau am Bodensee hat den jungen Studenten besonders zu Beginn unterstützt. Bis heute besucht Mirsha die junge Familie regelmäßig. Von seinem „deutschen Vater“ habe er auch viel über die deutsche Mentalität und Arbeitsmoral gelernt. Den Kulturschock im positiven Sinne hat Mirsha mittlerweile überwunden, der „Studentle“ ist in Deutschland angekommen: an Schnelligkeit, Selbstständigkeit und den schwäbische Dialekt habe er sich gewöhnt.

99 Luftballons und Dschinghis Khan



Informatikstudent gewährt Einblicke in Praktikumsalltag in Japan

Von Franziska Mayer

„Am Anfang habe ich unwissentlich Kolleginnen aus der Küche verscheucht, wenn ich mir Kaffee holen wollte“, erzählt Fabian Hafen lachend. Es sei Unsitte, ungefragt einen Raum wie die Kaffeeküche zu betreten, wenn da schon Personen sind. „In Japan ist es dann höflicher, draußen zu warten.“ Es ist eine der vielen kulturellen Besonderheiten, die der Student der Hochschule Ravensburg-Weingarten während seines Auslandspraktikums bei der Volkswagen Gruppe erlebt hat. Im Skype-Gespräch mit sieben Stunden Zeitunterschied beschreibt Fabian Hafen seine Erlebnisse und Eindrücke als Praktikant in Japan.



Einen klassischen Kulturschock erlebte der gebürtige Ravensburger, der im achten Semester Angewandte Informatik studiert, in Japan nicht. Das lag auch daran, dass ihm das Land durch vorherige Reisen nicht ganz fremd war. Bereits vor seiner Ausbildung zum IT-Systemkaufmann hatte er dort eine einmonatige Backpacker-Tour gemacht und war dann vor zwei Jahren noch einmal zu Besuch im ostasiatischen Inselstaat. Beeindruckt von Menschen und Kultur wählte er Japan schließlich für sein Auslandspraktikum im Sommersemester 2017. Drei Semester lang hatte er einen Japanisch-Sprachkurs an der Hochschule in Weingarten belegt. Trotzdem landete er am Anfang nicht nur in der Frauentoilette, sondern auch das ein oder andere Mal im bekannten Fettnäpfchen. „Die Betonung ist bei der japanischen Sprache, die über drei verschiedene Alphabete verfügt – davon eines rein für alle nicht-japanischen Begriffe – das A und O“, erklärt der 32-Jährige. „Bei falsch ausgesprochenen Silben kann das schnell zu Missverständnissen führen.“

Doch auch auf die deutsche Sprache musste er nicht ganz verzichten. Fabian Hafen absolvierte sein Praktikum bei der Volkswagen Gruppe Japan in Toyohashi, einem Joint Venture der Volkswagen AG. In der deutschen Firma gab es neben dem deutschen Geschäftsführer auch einige deutsch sprechende Mitarbeiter. „In der IT-Abteilung war ich von 15 Leuten aber der einzige Deutsche“, sagt Fabian.

Toyohashi ist Hauptimportstelle Japans für die hiesige Automobilindustrie. Aufgrund der Gesetzgebung seien dort viele extreme Marktanpassungen zu finden. „Es gibt zum Beispiel andere Elektronikstandards und Linksverkehr, das macht ein Praktikum bei einem Automobilkonzern hier in Japan umso spannender“, erklärt der HRW-Student. Auch wenn Toyohashi mit 350.000 Einwohnern unter den Japanern als „ländlich“ gilt, so ist es doch auch eine Autostadt. Während Fabian gerne zu Fuß unterwegs war, können die meisten Japaner auf ihre kleinen Hybrid-Elektroautos im Alltag nicht verzichten.

Franziska Mayer: Was waren deine Aufgaben als Praktikant?

Fabian Hafen: Ich habe bei einem großen Umstrukturierungsprojekt im Bereich der Datenbanken und Datenanalyse mitgewirkt. Schon in Deutschland habe ich von dem Projekt gehört und mich daraufhin initiativ für ein Praktikum bei der VW Group in Japan beworben. Im Detail ging es darum, Verkaufs- und Registrierungsdaten der Autos von VW auszuwerten. Bei 750 Händlern in Japan ist es für die Firma interessant, wie viele Autos registriert sind und wo. Das Thema Auswertung von Unternehmensdaten gehört zum Bereich „Business Intelligence“, mit dem ich mich schon als Werkstudent bei Vetter Pharma in Ravensburg drei Jahre lang beschäftigt hatte.

Wie war die Zusammenarbeit mit deinen japanischen Kolleginnen und Kollegen?

Mit der japanischen Arbeitskultur kam ich nicht so klar. Es schien mir so, als würden Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter nicht primär nach der Qualität ihrer Arbeit, sondern nach der Länge ihres Arbeitstages bewertet. Die meisten beendeten ihre Arbeit gegen 16 Uhr, saßen aber dann noch mindestens zwei bis drei Stunden an ihren Arbeitsplätzen und drehten sozusagen Däumchen. Seltsam war für mich auch diese absolute Ruhe in dem Großraumbüro, von Deutschland war ich da eine andere Lautstärke gewohnt.

Die Japaner sind sehr nette und höfliche Leute. Regel Nummer eins: Bloß keinem zur Last fallen und mit einer Verbeugung immer Respekt zeigen. So richtig aufgeblüht sind meine japanischen Kollegen beim „Nomikai“. Das ist ein Trink- und Gesprächsmeeting, oft auch spontan nach Feierabend. Meistens wurde da Bier oder Reisschnaps getrunken. Der Vorgesetzte hat das Ganze dann bezahlt.

Welche kulturellen Besonderheiten hast du im Alltag erlebt?

Am Anfang hatte ich Schwierigkeiten, ein Bankkonto zu eröffnen. Die Japaner unterschreiben nicht, sondern benutzen dafür einen Stempel mit Familienwappen oder einem anderen individuellen Zeichen, dem sogenannten „Hanko“. Ich hatte natürlich keinen Stempel. Nur nach langer Diskussion mit einem Filialmitarbeiter akzeptierte die japanische Postbank als einzige Bank meine Unterschrift. Ziemlich praktisch waren die vielen Convenience-Stores, die rund um die Uhr geöffnet hatten und wo man von Drogerieprodukten bis Nahrungsmittel einfach alles kaufen konnte. Zum Essen muss ich sagen: Die Qualität, besonders vom Gemüse, war vom Feinsten.

Rund um die Uhr sind auch die vielen Manga-Cafés und Karaoke-Bars geöffnet. Viele Einheimische übernachten dort sogar in den vorhandenen Schlafräumen, falls es spät wird. Karaoke-Bars sind wirklich kein japanisches Klischee, sondern gehören zu einem gelungenen Abend einfach dazu. Lieder wie „99 Luftballons“ und „Dschinghis Khan“ sind da die deutschen Klassiker, die ich natürlich auch mal zum Besten geben musste.

Und was hast du – außer Karaoke – in deiner Freizeit gemacht?

Mittwochabend war immer Fußball angesagt mit Mitarbeitern von Volkswagen. An den Wochenenden war ich dann auf Festivals unterwegs oder habe mit Freunden Ausflüge zu den vielen Burgen und Schreinen unternommen. Japan ist ein Land mit viel Kultur und Geschichte, und dem größten Planetarium der Welt. Durch den japanischen Schnellzug hat man hier den Vorteil, schnell von A nach B zu kommen. Das habe ich natürlich ausgenutzt.

Was würdest du sagen, hat dir das Auslandspraktikum gebracht?

Vom fachlichen Standpunkt aus gesehen ist so ein Praktikum eine sehr gute Erweiterung zum theoretischen Wissen, das man sich als Student an der Hochschule aneignet. Zum Beispiel die Vorlesungen zu Datenbanksystemen können gar nicht so vertiefend sein, wie ich es in der Praxis bei VW erlebt habe. Ich durfte bei VW mit vielen neuen Technologien im Bereich der Datenanalyse arbeiten, das fand ich toll. Der Lerneffekt war also sehr groß für mich, da ich auch viele Einblicke in andere Themen, wie zum Beispiel Projektmanagement, bekommen habe. Als nächstes steht nun im Wintersemester 2017/2018 die Bachelorarbeit an. Beruflich würde ich am liebsten im Bereich „Business Intelligence“ bleiben, gerne auch in Japan.



Fotos (3): privat



Fabian Hafen als Praktikant beim Automobilkonzern Volkswagen.

Join the
blue side!



„Mehr als nur Arbeit“

Melanie
Arsene

Mitarbeiterin im
Technischen Betrieb



Foto: Ute Nagel

**Kreative Köpfe
gesucht!**

Starte jetzt Deine Zukunft und
bewirb Dich bei uns

Zoller + Fröhlich GmbH
Simoniusstraße 22
88239 Wangen im Allgäu
Tel. +49 (0)7522 9308-231

www.zofre.de
www.zf-laser.com

jobs@zofre.de

Christoph Oldenkotte: Was ist für Sie – in einem Satz – die Hochschule Ravensburg-Weingarten?

Melanie Arsene: Alles.

Nur ein Wort, Respekt, das hat noch niemand geschafft. Das hört sich aber auch ein bisschen ungesund an. Ist da kein Platz mehr für anderes?

So habe ich das nicht gemeint. Natürlich habe ich mein Privatleben und meine Hobbies. Aber die Hochschule ist mehr als nur Arbeit für mich. Ich kann mich mit ihr identifizieren. Wenn ich hier bin, dann bin ich mit Leib und Seele hier.

Was genau ist Ihre Aufgabe an der Hochschule?

Im Oktober 1992 habe ich an der Hochschule angefangen, damals am Institut für Innovation und Transfer. Dann habe ich schon bald in den technischen Betrieb gewechselt, zuerst noch in Kombination mit Aufgaben in der Personalabteilung, der Zahlstelle und dem Prüfungsamt. Der technische Betrieb wurde dann mein berufliches Zuhause. Meine Hauptaufgaben sind die Anlagenbuchhaltung, das Beschaffungswesen und die Schlüsselverwaltung.

Gibt es Zeiten, in denen es bei Ihnen besonders stressig zugeht?

Durch die genannten Aufgaben habe ich mit allen Bereichen der Hochschule zu tun, und ständig kommen Leute zu uns ins Büro. Aber das macht die Sache so vielseitig, das gefällt mir. Es ist also immer genügend zu tun. Stressig, würde ich sagen, ist das Jahresende, wenn der Kassenschluss vor der Tür steht.

Sie sind im rumänischen Kronstadt aufgewachsen und kamen 1990 nach Oberschwaben. War das ein schwieriger Neuanfang?

Nein. Große Teile unserer Familie waren schon hier. Es war klar, dass wir nach Deutschland gehen würden. In Rumänien hatte ich Abitur gemacht und anschließend in der Buchhaltung eines Kreditinstituts gearbeitet. In Ravensburg konnte ich dann eine Weiterbildung an der

Kaufmännischen Schule Schindele absolvieren. Meine erste Stelle danach war schon die Hochschule. Ich habe mich damals so über die Zusage gefreut. Ich kann mich noch gut erinnern, wie glücklich ich war. Und das bin ich noch heute.

Sie haben viel erlebt. An welcher Stelle gab es in den letzten 25 Jahren große Veränderungen an der Hochschule?

Als ich angefangen habe, hatten wir Schreibmaschinen ohne Korrekturband. Damals hatten wir sieben Gebäude, heute sind es 14. Mitte der 90er Jahre waren hier knapp 900 Studenten, heute sind es viermal so viele. Wenn ich mich recht erinnere, war 1992 in der Fakultät Maschinenbau eine einzige Studentin eingeschrieben. Auch wenn man sich heute immer noch einen höheren Frauenanteil wünscht, er hat im Vergleich zu damals in den technischen Fächern schon stark zugenommen.

Im vergangenen Jahr wurden Sie zum Ehrenmitglied des Formula Student Teams Weingarten ernannt. Wie kam es zu dieser engen Verbindung?

Meine Begeisterung für Autos hat mich dazu bewegt, an Veranstaltungen des Formula Student Teams teilzunehmen. Die Beschaffung der Teile für die Konstruktion des Rennwagens lief über uns. Da wurde mir bewusst, wie viel Arbeit das Team leistet. Und ich habe gesehen, dass dort niemand sein Privatleben in den Vordergrund stellt. Immer ist das gemeinsame Ziel das Wichtigste, das hat mich beeindruckt. Dieses Team habe ich ins Herz geschlossen.

Das Hochschulleben hat ja etwas Zyklisches. Was motiviert Sie nach 25 Jahren, mit so viel Elan bei der Sache zu sein?

Ich weiß, dass es nicht selbstverständlich ist, morgens aufzustehen und sich auf seine Arbeit zu freuen. Es ist eine Bereicherung, jungen Menschen zur Seite zu stehen und sie bei einem wichtigen Lebensabschnitt zu unterstützen.



Jana Marie Schmid mit einer ihrer Klientinnen: Efia konnte mithilfe des Kredits einen kleinen Laden eröffnen.

„Wie Soziale Arbeit in einem anderen Land funktioniert“



In Ghana fachlichen und persönlichen Horizont erweitert

Franziska Mayer: Jana, warum ein Praxissemester im Ausland und warum ausgerechnet Ghana?

Jana Marie Schmid: Schon seit Anfang meines Studiums hatte ich den Wunsch, mein Praxissemester im Ausland zu machen. Von 2014 bis 2015 habe ich bereits als Freiwillige in einer Klosterschule in Offinso, im Zentrum Ghanas, mitgearbeitet. Während dieser Zeit konnte ich viele Freundschaften schließen, doch so richtig „angekommen“ war ich damals erst nach fünf Monaten. Bei der Entscheidung für den Praktikumsort spielte daher auch der Umstand eine Rolle, dass ich die örtlichen Gegebenheiten hier in Offinso schon kannte. Ich dachte, dass es mir so sicher leichter fallen würde, mich schnell wieder einzuleben. Und so war es dann auch.

Was genau gefällt dir so an dem Land?

An Ghana faszinieren mich zum einen die wunderschöne Natur mit ihren Regenwäldern, Wasserfällen und Stränden. Zum anderen gefallen mir die unzähligen Stoffe, aus denen die bunten Kleider gemacht sind. Die tragen die Menschen vor allem beim Sonntagsgottesdienst. Beeindruckend finde ich den tiefen Glauben der Menschen und das friedliche Zusammenleben verschiedener Religionen. Ich selbst lebe hier in einer interkulturellen Gastfamilie: die Mutter ist Muslimin und der Vater ist Christ. Vielleicht können wir in diesem Aspekt noch viel von den Ghanaern lernen.

Wie erlebst du den Alltag in Ghana?

Einen typischen Kulturschock hatte ich nicht. Vieles war mir ja schon bekannt. Mit den Einheimischen verstehe ich mich ganz gut. Die meisten, denen ich bisher begegnet bin, waren sehr offen, interessiert und gastfreundlich. Es ist wie überall auf der Welt: Mit manchen Menschen verstehe ich mich gut und mit anderen weniger. Die größte Schwierigkeit ist die Sprache. Ich lerne zwar fleißig die regionale Sprache Twi aber für tieferführende Gespräche reicht es leider noch nicht aus. Mit den Menschen, die Schulbildung erhalten haben, kann ich mich aber ganz gut auf Englisch unterhalten. Neben dem Praktikum besuche ich fast jedes Wochenende Freunde und mache viele Ausflüge.

Warum fiel die Entscheidung für die First Step Foundation?

Ein Freund, den ich bei meinem ersten Besuch in Ghana kennen gelernt habe, hat mich auf die First Step Foundation (FSF) aufmerksam gemacht. Die Mutterorganisation der FSF hat ihren Sitz in Deutschland. Was ich so überzeugend an der Stiftung finde, ist deren Nachhaltigkeitsgedanke. Zum einen könnte die First Step Foundation auch ohne Spenden auskommen und soll sich in den nächsten Jahren selbst tragen. Zum anderen wird auf die Nachhaltigkeit der Arbeit der hier unterstützten Frauen besonderen Wert gelegt.

Was genau macht die Stiftung?

Die First Step Foundation vergibt Mikrokredite mit geringem Zinssatz an die ärmsten Frauen der Gesellschaft. Meist sind diese geschieden, alleinerziehend und/oder haben keinen Schulabschluss. Viele der Frauen sind HIV-positiv, weswegen die FSF auch gegen Diskriminierung und Stigmatisierung kämpft. Mit dem Geld eröffnen die Frauen kleine Geschäfte, wie zum Beispiel einen Obststand, oder sie verkaufen Brot oder andere alltägliche Dinge. Einmal im Monat trifft sich eine Selbsthilfegruppe, die von dem Chef der Organisation geleitet wird. Es gibt zwei weitere festangestellte Mitarbeiterinnen und einen ghanaischen Freiwilligen, der allerdings nur ab und zu vorbeikommt, um für sein Studium in England zu recherchieren bzw. zu forschen.

Welche Aufgaben hast du als Praktikantin?

Mein Aufgabenbereich umfasst die Begleitung der Klientinnen. Ich nehme Rückzahlungen entgegen und besuche die Frauen, um zu sehen wie ihr Geschäft läuft oder ob sie Probleme haben. Bevor ein Kredit, der bei circa 100 bis 150 Euro liegt, überhaupt ausgehändigt wird, müssen die Frauen einen Fragebogen ausfüllen. Da nur zwei Prozent unserer Klientin-

nen Englisch sprechen, brauche ich oftmals jemanden, der für mich Twi übersetzen kann. Danach werden die Häuser der Klientinnen lokalisiert, um sicher zu gehen, ob ihre persönlichen Angaben stimmen. Zusammen mit dem Freiwilligen habe ich einen Fragebogen speziell für Frauen entwickelt, die einen Zweitkredit bekommen haben. Die Frauen können durch das zusätzliche Geld ihr Geschäft vergrößern und auch selbst Arbeitsplätze schaffen. Der Fragebogen soll aufzeigen, wie und ob der Zweitkredit den Frauen hilft oder ob sie mehr Unterstützung brauchen. Ansonsten erledige ich im Büro alle Aufgaben, die zusätzlich anfallen.

Mittwochvormittags bin ich immer in der HIV-Klinik, um mit Betroffenen zu reden oder mit freiwilligen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern Aidspräventionsaktionen durchzuführen. Ab und zu verbringe ich auch Zeit im Sozialamt, um mehr über die sozialen Strukturen und die Einzelfallhilfe hier in Ghana zu lernen.

Was gefällt dir und was gefällt dir nicht an deiner Arbeit?

An meiner Arbeit fasziniert mich immer wieder, wie sich die Frauen entwickeln und mit dem Kredit bzw. durch das Geschäft etwas in ihrem Leben verändern können, und dass sie das aus eigener Kraft schaffen. Die schönsten Momente sind für mich, wenn ich merke, dass wir wirklich dazu beitragen können, einigen Frauen aus der Armut zu helfen. Sie sind jetzt selbstständig und können für ihre Kinder sorgen und sie zur Schule schicken.

Besonders schlimm ist es, wenn in der Aids-Klinik Kinder bzw. Kleinkinder ihr endgültiges Testergebnis bekommen und das positiv ausfällt.

Würdest du das Praktikum empfehlen?

Auf jeden Fall. Ich lerne, wie Soziale Arbeit in einem anderen Land funktioniert. Dieses Wissen kann ich mit der Theorie und den sozialen Strukturen in Deutschland verknüpfen und das Beste aus beiden Perspektiven für mein Studium und späteren Beruf herausholen. Außerdem erlebe ich interkulturelle Kompetenzen, was gerade in Deutschland immer wichtiger wird. Das alles wird mir sicher auch im Berufsleben weiterhelfen. Und auch für mich persönlich finde ich es eine enorme Bereicherung, den eigenen Horizont zu erweitern und vorhandene Vorurteile abzubauen. Ich habe mich in der Zeit in Ghana weiterentwickelt. Ein Auslandspraktikum ist eine tolle Gelegenheit, über den eigenen Tellerrand zu schauen und einen Einblick in das Leben der Menschen aus einem anderen Land zu bekommen. Jederzeit also wieder.



Arbeitsalltag im Büro: der Chef der First Step Foundation in Offinso, Lawrence Osei Asamoah, mit einer der Klientinnen.

Der Gesellschaftsminister

Back to the Roots: Manne Lucha an seiner Alma Mater

Von Christoph Oldenkotte

Ein Vollblutbayer wird Minister in Baden-Württemberg. Das muss ihm erst mal einer nachmachen. Aber Manne Lucha ist auch Vollblutoberschwabe, das wird im Gespräch schnell klar. Seit über 30 Jahren wohnt er in Ravensburg und saß dort über 20 Jahre im Gemeinderat. 2011 zieht er für die Grünen in den Landtag ein, fünf Jahre später ernennt ihn Ministerpräsident Kretschmann zum Minister für Soziales und Integration. Und wo hat Manne Lucha studiert? – An der Hochschule Ravensburg-Weingarten.

Christoph Oldenkotte: Entschuldigen Sie, Herr Lucha, aber Sie sind ein „Reischmecker“ in Oberschwaben. Trotzdem erlebt man Sie als authentischen Lokalpatrioten. Liegt das an Ihnen, oder fühlt man sich hier einfach zuhause?

Manne Lucha: Ich bin Anfang der 80er hier eingewandert und kam aus Oberbayern, aus dem Landkreis Altötting, wo die katholische Kirche den Leuten ja noch in die Unterhosen reinregiert hat. Und man könnte meinen, von Oberbayern nach Oberschwaben, das macht keinen Unterschied. Ist beides gleich konservativ. Aber der Konservatismus hier war immer zulassender. Ich habe mich von der ersten Stunde an wohl gefühlt. Zivi im Jugendhaus Weingarten, Ausbildung in Weißenau, in der Räuberhöhle gejobbt, dann hier das Studium. Das waren schon die entscheidenden, sozialen Kristallisationspunkte.

Welche Erinnerungen haben Sie an Ihr Studium in Weingarten?

Ich habe erst Soziale Arbeit studiert und später noch den Master Management im Sozial- und Gesundheitswesen gemacht. Die Hochschule war in den 80er Jahren eine absolute Kaderschmiede für gemeinwesenorientierte Sozialarbeit. Aber eigentlich bin ich nach Oberschwaben gekommen, weil ich ein Mädchen kennengelernt habe, das hier studiert hat.

Ihre heutige Frau?

Nein, das nicht. Aber trotzdem bin ich der Hochschule immer zu Dank verpflichtet. Ohne sie wäre ich damals nicht hierher gekommen. Was zu der Gemeinwesenarbeit noch hinzukam: Wer in Weingarten studiert hat, konnte sich auf ein profundes Handwerkszeug in den Sozialgesetzen und in der sozialen Rechtsprechung verlassen.

Wie sehen Sie die Hochschule durch Ihre heutige Ministerbrille?

Früher hat man das so als halbweichen Faktor abgetan. Ich sage, die Hochschule ist ein entscheidender Faktor für die Zukunftsfähigkeit der Region mittleres Oberschwaben. Dass sich der gesamte Hochschulstandort mit insgesamt fast 12.000 Studierenden so etabliert hat, das wirkt sich tagtäglich aus. So hält die Region in der sozialen, aber auch in der ökonomischen und ökologischen Innovation den Spitzenplatz.



Foto: Christoph Oldenkotte

Wie bewerten Sie den Drang in die Metropolen? Wenn Sie heute Ihren Studienort wählen müssten, würden Sie wieder so entscheiden?

Wenn man wie ich aus Hart an der Alz kommt, hat man Ravensburg als Metropole erlebt. Es kommt immer auf die Perspektive an. Und den Begriff „Provinz“ würde ich sowieso abschaffen. Baden-Württemberg ist im Gegensatz zu Bayern polyzentrisch. Die urbane Wirkung ist hier deutlich stärker, auch weniger abhängig von der zentralen Landespolitik.

Sie haben für Ihr Ministerium vier Leuchtturmprojekte definiert. Eines davon heißt „Masterplan Jugend“. Was verbirgt sich dahinter?

Das sind mehrere Teile. Zum einen die Förderung der offenen und verbandlichen Jugendbildungsarbeit. Ein weiterer Schwerpunkt richtet sich darauf, wie wir Demokratie erlebbar machen können. Wie machen wir Lust auf Mitbestimmung, auf die Gestaltung der Gesellschaft?

Sie selbst kommen aus einer Tradition der jugendlichen Gegenkultur. Sie waren Gründungsmitglied der Grünen in Altötting. Haben Jugendliche heute überhaupt noch die Möglichkeiten zu revoltieren, oder wird das sogleich von einem kommerziellen Format absorbiert?

Heute zu revoltieren ist sicher schwieriger, als es in den 70er Jahren war. Aber ich glaube, dass man zu keiner Zeit von „der Jugend“ sprechen kann. Wenn man genau hinschaut, haben wir heute so viele junge Menschen im gesellschaftlichen, kulturellen, sozialen Engagement wie eigentlich noch nie. Der Zeitgeist ist heute eben ein bisschen mehr „iPad“ statt „keine Südfrüchte aus Südafrika“.

Ein anderes Leuchtturmprojekt ist die „Sektorenübergreifende Gesundheitsversorgung“. Das betrifft auch unsere Fakultät S.

Es geht darum, die Trennung zwischen ambulant und stationär zu überwinden. Wie stellen wir die richtige Versorgung zur richtigen Zeit am richtigen Ort bereit? Die dann natürlich auch noch finanzierbar sein

muss. Die Hochschule ist übrigens ganz aktiv mit Professor Szagun als permanentem Referenten für die Landesgesundheitskonferenz eingebunden.

Lassen Sie uns noch auf ein paar biografische Punkte eingehen. Sie haben nicht gerade die ganz lineare Bildungsbiografie hingelegt: verschiedene Schulen, zwei Ausbildungen, zweimal studiert. Würden Sie rückblickend trotzdem sagen, das ist eigentlich ganz gut gelaufen?

Auf alle Fälle.

(In diesem Moment kommt ein Mitarbeiter der Hochschule vorbei, das Gespräch fand im Foyer des Naturwissenschaftlichen Zentrums statt.)

Lucha: Hallo, ja grüß' Sie.

Mitarbeiter: Was führt Sie hier her?

Lucha: Wir sprechen darüber, was man werden kann, wenn man hier anständig studiert.

Würden Sie also junge Menschen ermutigen, auch mal ungewisse Schritte zu gehen?

Würden meine Eltern noch leben, und sie würden diese Frage meinem Vater stellen, der könnte natürlich schon die Summe seiner schlaflosen Nächte bilanzieren. Ich sag mal so, junge Männer werden vom Bildungssystem in einer gewissen Lebensphase nicht zwingend abgeholt. Und meine Revolutionsenergie war größer als mein schulischer Hosenboden. Später war das dann anderes. Ich sage heute, ich wäre der prototypische Gemeinschaftsschüler gewesen. Da wird einer ein bisschen wild erwachsen, aber an sich hat er schon was drauf. Aber faul und eine freche Gosch, das geht halt nicht. Heute im Nachhinein bin ich froh, was ich alles erlebt habe. Ich habe in der Industrie geschafft ...

... Sie haben eine Ausbildung zum „Chemiewerker“ gemacht, was ist das genau?

Was der Laborant im Reagenzglas macht, das macht der Chemiewerker in 20 Tonnen. Das ist im Prinzip angewandte Produktion.

Haben Sie sich das ausgesucht?

Der Papa hat in der Fabrik geschafft. Nachdem ich unehrenhaft vom Gymnasium entlassen wurde, musste der Bua ja irgendwas machen. Es war damals in den 70er Jahren eher Lehrstellenknappheit. Dann habe ich in den Süddeutschen Kalkstickstoffwerken gelernt. Wenn dir einer sagt, jetzt keh den Hof, und du sagst, das ist nicht meine Aufgabe, und dann sagt der zu dir, das wirst du schon noch merken, was deine Aufgabe ist, dann hast du in deinem Leben schon was kapiert.

Kehren wir zurück zu Ihrem jetzigen Ministeramt. Der Zuschnitt Ihres Ressorts mit den Bereichen „Soziales“ und „Integration“, war das Ihr Wunsch?

Ja, das war mein Wunsch. Letztendlich aus der Erkenntnis, dass wenn man heute moderne Arbeit für Geflüchtete machen will, wenn Geflüchtete Mitbürgerinnen und Mitbürger werden sollen, dann braucht es die Instrumente der sozialen Arbeit, des Sozialministeriums.

Sie nennen Ihr Ressort selbstbewusst das „Gesellschaftsministerium“.

Ministerium für den gesellschaftlichen Zusammenhalt. Weil bei uns ja die Dinge laufen, auf die es ankommt.

Demnach sind sie der Gesellschaftsminister. Welche Attribute würden Sie einer Gesellschaft zuschreiben, die Sie verantworten?

Erstmal ist die Lage viertausendmal besser, als das Verstimmte, Brudelige, was man immer so hört. Wenn man fragt, wo fehlt's konkret? Konkret fehlt's nirgends! Die Gesellschaft ist in einer nicht sehr schlechten Verfassung.

Es gibt ein paar Grundregeln, dazu gehört Respekt, Akzeptanz, die Menschen mitnehmen, sie wirklich mitnehmen, und das Allerwichtigste, das ist das Aufstiegsversprechen. Dass du, wenn du dich auf den Hosenboden setzt, dann auch deine individuelle Biografie gestalten kannst. Das zu ermöglichen, ohne Survival of the Fittest, das ist die allergrößte Herausforderung und auch die beste Aufgabe.

Dafür braucht es sicher manchmal auch komplexere Erklärungen. Beobachten Sie, dass aber gerade eher die einfachen Antworten gefragt sind?

Nein, überhaupt nicht. Die Leute sind bereit, auch komplexer über Kulturvielfalt, kulturelle Sensibilität, über Codierungen zu reden. Sie sind bereit, ihren eigenen Horizont zu erweitern – wenn sie erstmal damit in Berührung gekommen sind. Es ist ja so, die höchste Ausländerfeindlichkeit haben wir da, wo es keine Ausländer gibt. Komplexität ist nicht Kompliziertheit. Wenn wir überakademisiert etwas erklären, dann schalten die Leute ab. Komplexe Dinge sind komplex, weil es viele sind, durch ihr Zusammenspiel. Einzeln aber sind sie einfach. Man muss keine Angst davor haben.

„Ich spring raus, der Fallschirm öffnet sich, daran glaube ich“

Silas Daiber kehrte für einen Vortrag zurück in den Hörsaal

Von Christoph Oldenkotte

Vor kurzem noch Student an der Hochschule Ravensburg-Weingarten – und jetzt Leiter des Additive Tech Center in Singapur und Tokio. Wie geht das? Wie lebt es sich in Singapur, und was genau ist Ihre Aufgabe dort? Das haben wir den HRW-Absolventen Silas Daiber gefragt, als er für einen Vortrag an seine Hochschule nach Weingarten zurückkam.

Ein sonniger Frühlingstag in Weingarten. Der Hörsaal im Gebäude D ist bis auf den letzten Platz belegt. Angekündigt ist ein ehemaliger Student der Hochschule, der über den Stand des 3D-Drucks und seine beruflichen Erfahrungen in Südostasien berichtet wird. Als Silas Daiber zum Mikrofon greift, ist der Unterschied zu den anwesenden Studierenden kaum zu erkennen, zumindest was das Alter angeht. Anzug und Frisur sitzen etwas besser. Aber so lange kann es nicht her sein, dass dieser junge Mann vom Hörsaal ans Rednerpult wechselte. Und doch berichtet er aus einer scheinbar anderen Welt. Er sagt Sätze wie: „Was ihr über Produktion gelernt habt, könnt ihr komplett löschen.“ Oder: „In diesem Moment werden in Korea Teile produziert in Fabriken, in denen keine Menschen mehr arbeiten.“

Christoph Oldenkotte: Herr Daiber, ist Oberschwaben Ihr Zuhause? Und warum haben Sie sich für Weingarten als Ihren Studienort entschieden?

Silas Daiber: Ich bin einer von fünf Brüdern, wir sind alle im 14. Nothelfer geboren. Ich bin also ein gebürtiger Weingartener. Als ich sechs war, sind wir in die Schweiz gezogen. Seither bin ich 17 mal umgezogen. Heute lebe ich in Singapur und Tokio. Mein Abi habe ich am TG in Ravensburg gemacht. Ravensburg ist Heimat. Und ich wusste schon in der achten Klasse, dass Technik-Management in Weingarten mein Studiengang ist. Mein Studium habe ich mit einem Autohandel finanziert, habe sozusagen mit meinem Hobby Geld verdient. Technik und Management, das war mein Ding. Weingarten schafft den Spagat zwischen Hochschule und schulischem Flair. Hier kann ich zu Profs eine Beziehung aufbauen. Dazu gute Ratings. Was soll ich da nach München gehen? Ich hatte in den letzten Jahren mit Leuten aus der ganzen Welt zu tun, die weiß der Teufel wo studiert haben. Keine Sekunde muss ich mich da verstecken. Wenn mein Gegenüber merkt, dass ich verstehe, wovon ich rede, dann bekomme ich auch Akzeptanz.

Seinem Vortrag in Weingarten folgt das Publikum fasziniert. Silas Daiber spricht über ein generatives Fertigungsverfahren, das erlaubt, Laserauftragschweißen mit Fräsen zu kombinieren. Dies ermöglichte die Herstellung komplexer Geometrien. Zudem bietet der flexible Wechsel zwischen additiven und subtraktiven Schritten die Möglichkeit, Bauteilsegmente direkt zu bearbeiten, welche am Fertigteil später nicht mehr erreichbar seien.

„Oft ist es so, dass der Kunde dem Prozess nicht traut, weil er so neu ist“, sagt Silas Daiber. „Da gibt es keine Super Senior Manager. Ich kann nirgends anrufen. Es geht um Entwicklung, um Kreativität.“ Viel geschehe aktuell im Geheimen, niemand wolle sich in die Karten schauen lassen.

Nach Goldgräberstimmung hört es sich an, wenn Silas Daiber sagt: „Die Branche geht von einem Wachstum von circa 700 Prozent in den nächsten zehn Jahren aus. Gleichzeitig werden sich die Kosten um rund zwei Drittel reduzieren.“

Wie kamen Sie auf fast direktem Weg von Weingarten nach Singapur? Und was genau ist Ihre Aufgabe dort?

Nach meinem Praxissemester wollten sie mich noch etwas behalten. Und es hat nicht lange gedauert, dann kam das Angebot, als Leiter ein neues Center in Singapur aufzubauen. „Sie sind jung, sie können das“, haben die gesagt. Und ich habe mich sehr bereit gefühlt, ich wollte raus. Sie haben mir noch einen Senior an die Seite gegeben, der mich coachen sollte. Er hat mich hart kritisiert. Aber so lernt man schnell. Ihm habe ich viel zu verdanken, allein was die Kontakte in Singapur angeht. Was wir dort tun? Wir kümmern uns um die Kunden, wir wissen, was sie brauchen. Es wird getestet, die Maschinen werden aufgebaut, und wir kümmern uns nach Inbetriebnahme um den Service und die Entwicklung vor Ort. Ich bin viel unterwegs. Manchmal denke ich, man könnte mein Büro untervermieten.

Nach Weingarten hat Silas Daiber einige Exponate mitgebracht, einen Propeller und einen Bohrkopf. Die schweren Teile gehen durch die Reihen. „Wie würden Sie diese Teile produzieren ohne 3D-Druck?“ Sie aus einem großen Block zu fräsen, würde sehr viel Abfall produzieren. Erst recht bei kleinen Losgrößen von vielleicht drei bis fünf Stück. Mit der neuen Technologie können etwa auf einer Bohrinselfersatzteile vor



Foto: Christoph Oldenkotte

Nicht nur sein Bericht, sondern auch die Werkstücke, die Silas Daiber bei seinem Besuch in Weingarten dabei hatte, machten bei der Zuhörerschaft Eindruck.

hergestellt werden und das innerhalb eines halben Tages. Hinzu kommt der Vorteil, dass keine Lagerhaltung solcher kritischen Teile mehr nötig sein wird.

Bleibt bei diesem Job Zeit für den Strand?

Allzu viel Zeit bleibt nicht. Aber ich bin mit Locals vor Ort unterwegs. Ich lerne ihre Spezialitäten kennen, ihre Kultur. Wie denken zum Beispiel Japaner oder Koreaner, darauf muss man sich einlassen. Interessant war für mich auch der sehr unterschiedliche Blick auf Deutschland. Klar ist auf jeden Fall, dass wir uns, mit dem Blick nach Asien, warm anziehen müssen. Industrie, Politik und Hochschulen arbeiten dort eng zusammen. Das ist sehr effektiv.

Auf die Frage eines Studenten in Weingarten nach der Möglichkeit in diesem Umfeld ein Praxissemester zu absolvieren, sagt Silas Daiber: „Seien Sie sich bewusst, dass Sie auf einen Zug aufsteigen, der sehr schnell fährt.“ Wie viel Dynamik und Entwicklungspotential in dieser Technologie steckt, wird deutlich, als Silas Daiber auf das Thema Redesigning zu sprechen kommt.

Als Beispiel nennt er die Schnalle, mit der in Flugzeugen die Sicherheitsgurte geschlossen werden. Durch die Überlegung, wie dieses Teil mithilfe des 3D-Drucks optimiert werden könne, habe sich eine Gewichtsreduktion um 50 Prozent ergeben. Hochgerechnet auf einen Airbus A380 mit 900 Sitzplätzen seien das 72 Kilogramm. Bei einer Lebensdauer des Flugzeugs von 25 Jahren können dadurch über drei

Millionen Liter Treibstoff oder zwei Millionen Euro eingespart werden. „Welche Möglichkeiten bietet Redesigning dann erst mit Blick auf das gesamte Flugzeug, die Sitze, den Motor, die Flügel?“

Wo führt die 3D-Druck-Reise hin?

In jede Industrie! Aerospace, Automotive, Maritime, Offshore ... Die, die einsteigen, werden Erfolg haben.

Die Studierenden fragen Silas Daiber, was er ihnen rate. Er antwortet, es sei wichtig, Experte in einer Sache zu sein. Aber trotzdem müsse man in der Lage sein, die anderen zu verstehen. „Ihr müsst Experten sein und Generalisten – at the same time“.

Wenn Sie zurückblicken auf Ihr Studium, was ist die wichtigste Lehre, die Sie mitgenommen haben ins Berufsleben?

Authentisch sein, das ist das Wichtigste. Und natürlich muss man arbeiten. Frage dich: „Was will ich erreichen?“ und „Was bin ich bereit zu geben?“ Ich habe dort niemanden gekannt. Aber ich dachte, jetzt bin ich frisch, jetzt mach ich das. Dann hab ich Vollgas gegeben. Ich spring raus, der Fallschirm öffnet sich, daran glaube ich! Und noch eine wichtige Sache zum Schluss: Ich hatte ein Angebot für ein Praxissemester in der Schweiz, das wäre viel lukrativer gewesen. Dass ich mich für die andere Firma entschieden habe, war das Beste, was ich machen konnte. Studenten jagen das frühe Geld. Aber das Einstiegsgehalt ist völlig egal.

„Man fühlt sich jünger“

Jörg Hübler

Laboringenieur an der Fakultät Maschinenbau



Foto: Franziska Mayer

Franziska Mayer: Was ist für Sie – in einem Satz – die Hochschule Ravensburg-Weingarten?

Jörg Hübler: Ein großer Teil meines Lebens.

Seit wann sind Sie an der Hochschule?

Von 1982 bis 1986 habe ich hier selbst Maschinenbau studiert und bin dann gefragt worden, ob ich nicht an der Hochschule bleiben möchte.

Was hält Sie so lange schon hier?

Ich finde es unwahrscheinlich schön mit jungen Menschen zusammenzuarbeiten. Man fühlt sich jünger, obwohl man natürlich immer älter wird. Meine Patentante war Gewerbelehrerin. Ich habe gesehen, wie viel Freude sie mit den jungen Menschen hatte. Das wollte ich in meinem Beruf auch immer haben. Die Hochschule ist also das perfekte Umfeld.

Was genau ist Ihre Aufgabe?

Ich arbeite als einer von sechs fest angestellten Laboringenieuren an der Fakultät Maschinenbau, also im Gebäude D. Angefangen habe ich im Kfz-Labor und Energietechniklabor, das früher noch Strömungsmaschinenlabor hieß. Inzwischen bin ich bei der EDV, den elektrischen Antrieben und Steuerungen sowie der Automatisierungstechnik gelandet. Ich organisiere und betreue hier mit meinen Kollegen die Praktika „Elektrische Antriebe und Steuerungen“, „IT-Werkzeuge“ und „Zerspanungstechnik- und Automatisierungstechnik“. Während der Semesterferien mache ich dann Wartung und wir bauen neue Anlagen auf. Zum Beispiel habe ich in den vergangenen Semesterferien den Brückenbauprüfstand, den wir bei dem alljährlichen Brückenbauwettbewerb der Fachschaft M einsetzen, neu überarbeitet. Außerdem bin ich für die gesamte EDV der Fakultät Maschinenbau verantwortlich.

Datenverarbeitung, IT-Werkzeug, das klingt für mich als Laie mehr nach Informatik als nach Maschinenbau.

Ja das stimmt. Ich bin zusammen mit einem anderen Kollegen sehr IT-lastig im Maschinenbau. Als ich an der Hochschule angefangen habe, ging das gerade los mit den Computern. Damals habe ich mich stark damit auseinandergesetzt und bin dann irgendwie in das Thema reingewachsen.

Verändert die Digitalisierung auch den Maschinenbau?

Die elektronische Datenverarbeitung und Automatisierung haben im Maschinenbau natürlich längst Einzug gehalten, auch wenn die Grundlagen – wie bei vielen anderen Fächern – gleichgeblieben sind. Allgemein finde ich die Digitalisierung ein spannendes Thema, mit dem man sich natürlich auseinandersetzen muss. Die Arbeitswelt wird sich zukünftig stark verändern: niederqualifizierte Arbeiten werden wegfallen, Jobs im Bereich Automatisierungstechnik werden jedoch immer wichtiger. Ich selbst habe keine Angst vor einem Jobverlust. Vor allem die Lehre kann nicht durch Roboter oder Technik ersetzt werden. Auch die Wartung der Labore braucht Menschenhand.

Ein Thema, für das die Dampfmaschine hier hinter uns steht, ist die Veränderung. Was hat sich getan, seit Sie an der Hochschule sind?

Da fällt mir in erster Linie die Größe ein. Die Hochschule ist nicht mehr so klein.

Die Hochschule ist ein großer Teil Ihres Lebens, wie Sie sagen. Was begeistert Sie noch außer der Arbeit?

Meine Frau teilt mit mir glücklicherweise die Leidenschaft fürs Reisen. Mexiko, Myanmar und Portugal waren unsere letzten Reiseziele. Ein Mal im Jahr machen wir dann auch Familienurlaub, zusammen mit unseren beiden erwachsenen Kindern. Mein großer Traum wäre eine Reise nach Bhutan oder Tibet, Asien reizt mich nämlich besonders.

„Mit Menschen kann ich“

Frank Valtin hat Fahrzeugtechnik studiert – heute verantwortet er die Personalabteilung eines globalen Unternehmens



Foto: Christoph Oldenkotte

Menschen kann ich“, sagt Valtin. So kam das. Die EBZ-Gruppe ist im Werkzeug- und Anlagenbau tätig und beliefert damit die großen Autohersteller weltweit. Alleine im Werk in Ravensburg arbeiten 800 Menschen. Sie produzieren riesige Werkzeuge zur Formung von Karosserieteilen und konstruieren ganze Roboterstraßen. Die Veränderungen, die der Automobilebranche bevorstehen, bereiten der EBZ-Gruppe verhältnismäßig geringe Kopfschmerzen. „Auch Elektroautos haben eine Hülle. Und auch Elektroautos müssen zusammengebaut werden“, sagt Valtin. Womit man sich aber schon beschäftigt, seien Materialien, sprich Kunststoffe, und der 3D-Druck werde in Zukunft ein großes Thema sein.

In seiner Abteilung plagen ihn dieselben Sorgen wie andernorts: Wie bekommt man gute Leute? Als eine von mehreren Antworten darauf hat die EBZ-Gruppe ein Ausbildungszentrum gebaut. Insgesamt sind aktuell 75 Azubis und Studierende im Unternehmen tätig. Hinzu kommt eine internationale Strategie der Personalgewinnung. In dem Thema der Personalentwicklung sieht Valtin ein wichtiges Instrument, um zukünftig Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zu gewinnen und vor allem auch zu halten. Die Fachkräfte in den Metropolen seien durchaus bereit, aufs Land zu gehen. Freizeit habe einen ganz anderen Stellenwert als noch vor wenigen Jahren.

Frank Valtin kam aus Hessen zum Studieren nach Weingarten. „Wir haben zu zweit in einer WG in Wetzisreute gelebt. Wir waren dort voll integriert im Sportverein. Und wir wurden immer als ‚die zwei Studenten‘ eingeladen“. Eigentlich wollte er hier nur studieren. Aber dann, sagt er, habe er das Leben hier kennengelernt, die Menschen, die Landschaft und Natur, die Mentalität. Er entschied sich, zu bleiben und sagt heute: „Wenn man hier Freunde gefunden hat, dann hat man Freunde fürs Leben.“

Von Christoph Oldenkotte

Die drängendste Frage zuerst: Wie wird man als Absolvent des Studiengangs Fahrzeugtechnik Personalchef eines Unternehmens mit 1.200 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern? „Gute Frage“, sagt Frank Valtin, „aber für die Antwort muss ich etwas ausholen.“ Gerne. Es ist eine spannende Geschichte, hier die Zusammenfassung:

Frank Valtin studiert 1990 bis 1995 an der Hochschule in Weingarten Fahrzeugtechnik und beschäftigt sich währenddessen mit dem Thema Qualitätsmanagement – vermutlich die entscheidende Zusatzqualifikation, die ihm bereits in seiner ersten Anstellung den Titel „Stellvertretender QM-Beauftragter“ bei SHW in Bad Schussenried beschert. Nächste Station: Strategisches Qualitätsmanagement und Projektmanagement bei Nothelfer in Ravensburg, Teil des ThyssenKrupp-Konzerns. Man erkennt sein Talent, Valtin wird auf Führungskräftebildungen geschickt. Aus dem Qualitätsmanager wird ein Organisationsentwickler. Türen tun sich auf, doch Valtin möchte in Ravensburg bleiben. Dann die entscheidende Wendung: ThyssenKrupp beschließt, sich von dem Nothelfer-Standort in Ravensburg zu trennen.

Aus Mitarbeitern werden Fixkosten. „Ich musste selbst die Schließung mit vorbereiten“, sagt Valtin, „das war schlimm. Und wir wussten, dass das eine falsche Entscheidung war.“ Man rechnet damit, dass nach der Ankündigung der Schließung die Mitarbeiter kündigen werden. Doch diese Rechnung geht nicht auf. „Keiner hat gekündigt“, sagt Valtin, „mit dieser schwäbischen Loyalität der Arbeiter zu ihrer Firma hat der Konzern nicht gerechnet. Die Vorstände von ThyssenKrupp wurden ausgepiffen, und dann haben einfach alle weitergearbeitet.“ Das ist der Punkt, an dem aus ThyssenKrupp DrauzNothelfer in Ravensburg, die EBZ-Gruppe wird.

Drei Kollegen tun sich mit dem Engineeringdienstleister EBZ zusammen und kaufen ThyssenKrupp die Firma einfach ab. „Vom ersten Tag an waren wir in Konkurrenz zur ehemaligen Mutter“, sagt Valtin. „Man kann nicht leugnen, dass das auch zu einem Motivationsschub geführt hat.“ In der neuen Firma ist jedoch kein Bedarf an jemandem, der sich exklusiv um Organisationsentwicklung kümmert. Also übernimmt Valtin die Personalabteilung. „Mit



Die E-Skater vom Bodensee

Von Christoph Oldenkotte

Die Radwege rund um den Bodensee sind während der Sommermonate ein gefährliches Pflaster geworden. Heerscharen von Radlern fliegen leichten Tritts auf ihren E-Bikes dahin. Mitunter beschleicht einen der Eindruck, den Akteuren ist die Geschwindigkeit ihrer Räder selbst nicht so ganz geheuer.

Nun gesellen sich zu den E-Bikern noch die E-Skater. Nur darf man davon ausgehen, dass diese ihr Gerät beherrschen, beschäftigen sie sich doch seit über drei Jahren mit ihrer Idee: Die ehemaligen HRW-Studenten Daniel Jäger und Benedict Kuhlmann haben unter dem Namen JayKay einen weltweit einmaligen Elektroantrieb entwickelt.

Foto (2): JayKay



Christoph Oldenkotte: Wer oder was ist JayKay?

Daniel Jäger: Im Sommer 2014 hat ein Freund beim Grillen gesagt, er fände einen elektrischen Antrieb für Longboards mega cool. Mit dem, was es bis dahin gab, war er nicht zufrieden.

Benedict Kuhlmann: Das war der Startschuss. Wir nahmen uns vor, einen perfektionierten elektrischen Longboard-Antrieb zu entwickeln. Außerdem sollte der Antrieb einfach an alle Deck-Shapes montiert werden können. Nach zwei Jahren Entwicklungszeit war der Prototyp gut ausgearbeitet. Aber uns war klar: Wir brauchen betriebswirtschaftliche Hilfe.

Isabell Armbruster: So kam ich in's Team. Ich habe einen Businessplan erstellt und war irgendwann von dem Thema so fasziniert, dass ich für JayKay meinen Job gekündigt habe.

Was macht ihr genau?

Benedict Kuhlmann: Wir entwickeln, bauen und vertreiben die patentierte und weltweit erste E-Achse für Longboards.

Für einen Nicht-Skater: Was ist das Besondere daran?

Daniel Jäger: Unser größter USP ist die Tatsache, dass der komplette Antrieb – inklusive Akkus und Motoren – in die Achse integriert ist. Bisher gibt es entweder Komplettpakete, wo der Akku im Deck verbaut ist. Das ist dadurch sehr steif und dick, und man kann nicht sein eigenes Deck verwenden. Oder aber es gibt elektrische Achsen, die man zwar einzeln montieren kann, aber der Akku muss als riesen Klotz unter dem Deck befestigt werden.

Benedict Kuhlmann: Außerdem sind wir die Ersten auf dem Markt, die eine Steuerung per Armgesten anbieten. Es ist ein selbstentwickelter Ring welcher in der Lage ist, Armbewegungen zu lesen, zu verstehen und an die Achsen zu senden.

Die beiden Männer im Team haben 2012 in Weingarten den Studiengang Elektrotechnik und Informationstechnik abgeschlossen. War das ein Grundstein für die gemeinsame Unternehmensgründung?

Daniel Jäger: Auf jeden Fall. Wir kannten uns bereits vor dem Studium, schrieben uns gemeinsam in Weingarten ein und schlossen zusammen das Studium erfolgreich ab. Durch die vielen gemeinsamen Projekte in diesen Jahren haben wir schnell bemerkt, dass wir auf derselben Wellenlänge sind.

Benedict Kuhlmann: Für uns beide war klar, dass wir auf Dauer kein Angestelltenverhältnis eingehen wollen. Wir hatten schon immer viele Ideen im Kopf, aber erst bei der E-Achse haben wir gespürt, dass es etwas Besonderes ist.

Wie geht's weiter?

Benedict Kuhlmann: Wir haben bei dem Wettbewerb „ISPO brand-new“ den zweiten Platz in der Kategorie „Summer Hardware“ gemacht. Dadurch sind wir auf der ISPO 2018 mit einem großen Stand dabei.

Daniel Jäger: In zwei, drei Jahren wollen wir unser nächstes Produkt auf den Markt gebracht haben, ein weiteres, elektrifiziertes Sportgerät. Mehr wird noch nicht verraten.

Zum Schluss: Welche Tipps gebt ihr Gründern mit auf den Weg?

Isabell Armbruster: Aus betriebswirtschaftlicher Sicht: für den Start ein gut ausgearbeiteter Businessplan. Darüber hinaus gute Kontakte und ordentlich viel Glück.

Benedict Kuhlmann: Glaubt an euch und lasst euch nicht durch Rückschläge aus dem Konzept bringen.

DER MOTOR

Der Motor ist in jede einzelne Rolle integriert. Dadurch hat das Board einen Vierradantrieb und beschleunigt homogen. Um den höchsten Wirkungsgrad zu erreichen, haben sich die Entwickler für eine spezielle Motorwickeltechnik entschieden. Zu diesem Zweck haben sie eine eigene Wickelmaschine gebaut, die nun die Motoren fast komplett automatisiert wickelt. Der Motor erlaubt außerdem einen hundertprozentigen Freilauf, wodurch auch konventionelles Skaten möglich ist – sollte der Akku mal leer sein.

DER AKKU

Vier Hochleistungsakkuzellen pro Achse versorgen die Motoren mit Energie. Sie ermöglichen eine Reichweite von bis zu 15 Kilometern und eine Höchstgeschwindigkeit von 30 km/h.

DIE BASEPLATE

Durch eine Induktionsspule kann die E-Achse zuhause an einer speziellen Aufhängung induktiv geladen werden. Oder das Laden des Akkus erfolgt – man möchte fast schon sagen „klassisch“ – über den USB-Anschluss. Über die Platine erfolgt per Bluetooth der Datenaustausch zwischen den zwei Achsen und dem Smartphone.

DIE APP

Natürlich gibt es zu einem solchen Produkt auch gleich eine App: Am Smartphone haben die Skater also die volle Kontrolle über den Modus (slow, fast, eco), die durchschnittliche Geschwindigkeit oder die bereits zurückgelegte Strecke, die Reichweite, den Batteriestatus oder die Höhenmeter.

Vom Hochschul-Tonlabor auf internationale Musikbühnen



Foto: privat

Paul Ehrenhardt (2. von links) und seine Bandkollegen von „Stallion“.

Von Franziska Mayer

Wie passen Sozialarbeit und Heavy Metal zusammen? Paul Ehrenhardt, Absolvent der Hochschule Ravensburg-Weingarten, ist beides mit Leib und Seele: Sozialarbeiter und Frontmann der Metal-Band „Stallion“. Von seinen Erfahrungen als Musiker profitieren auch die Jugendlichen, mit denen er arbeitet.

Musik hat im Leben von Paul Ehrenhardt schon immer eine Rolle gespielt. Waren es zunächst noch Kontrabass und Schulorchester, als Jugendlicher dann Hip Hop und Punk, gründete er mit 19 seine erste Metal-Band. Dabei ist er dann geblieben. Und heute mischt er mit seiner Band „Stallion“ international die Nische des „80er-Jahre-Underground-Metals“ auf.

Entstanden ist das Projekt während seines Studiums in Weingarten. Zunächst wurden Coversongs auf Semesterpartys im Alibi gespielt. 2013 gründeten sie „Stallion“, und mit dem neuen Namen entstanden auch erste eigene Songs. Es folgten Festivalauftritte, die der Band internationale Bekanntheit bescherten. Trotz Anfragen von Musiklabels haben sie 2013 ihre erste Platte eigenständig produziert. „Wir wollten unser erstes Album auf Vinyl und als Kassette veröffentlichen. Das passt einfach

besser zum 80er-Jahre-Stil unserer Musik“, erklärt Ehrenhardt. Der Erfolg ließ nicht lange auf sich warten: In nur drei Monaten hatten sie die erste Auflage von 555 Alben verkauft. 2014 folgten unter einem anderen Label die nächste Platte und eine Tournee mit 26 Shows in ganz Europa. Ungefähr 20 bis 30 Auftritte absolviert die Band im Jahr. Zusätzlich wird zwei Mal in der Woche geprobt. 2017 erschien ihr drittes Album.

Zu der Grundsteinlegung dieser musikalischen Karriere hat wohl auch die Hochschule, genauer das Tonlabor, einen wesentlichen Beitrag geleistet. Denn genau dort hat die Band erste Gesangs- und Gitarrenaufnahmen für ihre Songs gemacht.

Trotz des zeitintensiven Musikerdaseins möchte Paul Ehrenhardt seinen Beruf als

Sozialarbeiter nicht missen. „Im Prinzip habe ich zwei Fulltime-Jobs. Beide geben mir persönlich viel.“ Seinen beruflichen Einstieg nach dem Studium der Sozialen Arbeit fand er beim Berufsbildungswerk in Ravensburg. Seit einigen Jahren arbeitet er in Kressbronn in der Jugendhilfe und leitet das städtische Jugendhaus „Xtra“ in Lindau. Dort gibt es auch die direkte Verbindung zur Musik: Paul Ehrenhardt coacht immer wieder Bands, die den Proberaum des Jugendhauses nutzen.

Während er mit der Band „Stallion“ möglichst international unterwegs sein möchte, bewertet Ehrenhardt seine Entscheidung für ein Studium in Weingarten als „genau richtig, die kurzen Wege und den persönlichen Kontakt mit den Dozenten habe ich sehr positiv in Erinnerung.“

„Ich lebe gerne im Hier und Jetzt“

Von Ute Nagel

Anja Mayr arbeitet seit 2012 im Prüfungsamt der Hochschule. Für die Fakultät Maschinenbau bereitet sie Prüfungen vor, bearbeitet Zeugnisse, Abschlussdokumente und Anträge und steht den Studierenden mit Rat und Tat zur Seite.

Während sie unter der Woche durchaus die Annehmlichkeiten der Gegenwart genießt, taucht sie an vielen Wochenenden im Jahr ein in eine ganz andere Welt: das Mittelalter.

Ute Nagel: „Seyd gegrüßt“ – liege ich mit diesem Gruß im Mittelalter richtig?

Anja Mayr: Grundsätzlich ja. Das kommt darauf an, wen man grüßen möchte. In der Renaissance begrüßt sich das edlere Volk oft nur mit einem Kopfnicken und einer Verbeugung. Ich bin aber am liebsten als einfache Bäuerin unterwegs und da heißt es tatsächlich: „seyd gegrüßt“.

Renaissance – was unterscheidet diese Epoche vom Mittelalter?

Grundsätzlich kann man sagen, es gibt mehr Prunk, edlere Stoffe. Das höhergestellte Volk zeigt seinen Stand durch feine Stoffe und Farben. Auch Schmuck wie Perlen wurden gern verwendet. Waffen sind nicht mehr nur funktionell sondern aufwändig verziert.

Wie hat man sich in der Renaissance gekleidet?

Das gebildete Volk hat edle Kleidung getragen. Wenn ich in diesem Stand unterwegs bin, sind die Kleider sehr teuer, sie können schnell 3.000 Euro und mehr kosten, je nach Stoff, Verzierung mit Borten und Perlen. Oder man näht sie selbst, aber das dauert sehr lange.

Nähen Sie Ihre Kleider selbst?

Ja, eins habe ich komplett selbst genäht, von Hand. Da saß ich monatelang daran. Es war sehr aufwändig.

Was macht die Kleidung mit Ihnen, wie fühlen Sie sich damit?

Wir sagen „Gewandung“ (lacht). Im Lager selbst bin ich eher damit beschäftigt, dass ich mit diesen Kleidern nicht ständig irgendwo hängen bleibe. Aber wenn ich über den Markt gehe und die Menschen sich an meiner Gewandung freuen, macht mich das sehr glücklich.

Wie sind Sie zu diesem Hobby gekommen?

Freunde haben mich vor zwölf Jahren zum ersten Mal in ein mittelalterliches Lager mitgenommen. Man lernt sehr viele Leute kennen, besucht Freundschaftslager und andere Mittelalterfreunde. Dabei sieht man, was es so alles gibt und kann sich dann eine eigene Identität herausuchen. Vom Bettler bis zur Edelfrau – alles ist möglich.

Beherrschen Sie auch die mittelalterliche Sprache?

Ich finde die mittelalterliche Ausdrucksweise sehr schön und wenn mein Gegenüber auf diese Weise redet, steige ich gerne darauf ein. Im Lager reden wir untereinander aber nicht so.

Lagerfeuer machen glücklich – und sicher auch hungrig. Wird auch „mittelalterlich“ gekocht?

Ja doch. Oft wird im großen Topf über dem offenen Feuer gekocht. Meistens so etwas wie Eintopf, Käsesuppe oder Gulasch. Von den Zutaten her muss aber nicht alles „original Mittelalter“ sein. Also zum Beispiel Kartoffeln gab es im frühen Mittelalter noch nicht, aber wir essen sie trotzdem.

Unsere Maschinenbauer erfinden eine Zeitmaschine – in welche Zeit würden Sie sich versetzen lassen?

In gar keine, ich lebe sehr gerne im Hier und Jetzt. Und ins Mittelalter als Frau wohl gar nicht. Was wir machen, ist das romantische Mittelalter, aber so war es ja leider nicht. Für eine Stunde oder einen Tag würde ich vielleicht schon eine Zeitreise machen. Einfach um zu sehen, wie es tatsächlich war. Wir haben hier eine sehr gute Zeit und können solche Dinge tun wie Mittelalterkleider nähen und -märkte besuchen. Das ist Luxus für mich und ich genieße das.

So seydt bedankt.

Gehabt euch wohl!



Foto: Ute Nagel

Beyond the Campus

Ein Blick auf die Landkarte: Der Hochschule kann man nicht nur in Weingarten begegnen

Von Christoph Oldenkotte

Die Hochschule für Angewandte Wissenschaften Ravensburg-Weingarten liegt etwas versteckt zwischen Weingarten und Baienfurt. Man kennt sie nicht vom Vorbeifahren. Und der Großteil ihrer Gebäude besticht – ganz schwäbisches Understatement – durch architektonische Unscheinbarkeit, entweder entstanden in den 70er und 80er Jahren oder aus ehemaliger Kasernenfunktion in die jetzige Hochschulnutzung überführt.

In denkbar starkem Kontrast dazu steht die Präsenz der Hochschule in der Region Bodensee-Oberschwaben. Sei es durch die intensive Zusammenarbeit mit den vielen, oftmals weltweit agierenden Unternehmen, oder den engen Kontakt zu den zahlreichen sozialen Trägern in der Region. Doch auch über diesen beruflichen Kontext hinaus begegnet man der Weingartener Hochschule an so manchem Ort, wo man sie zunächst vielleicht nicht vermuten würde.

Schöner kann man nicht studieren:
Akademie für Wissenschaftliche Weiterbildung
im Schloss Rauenstein

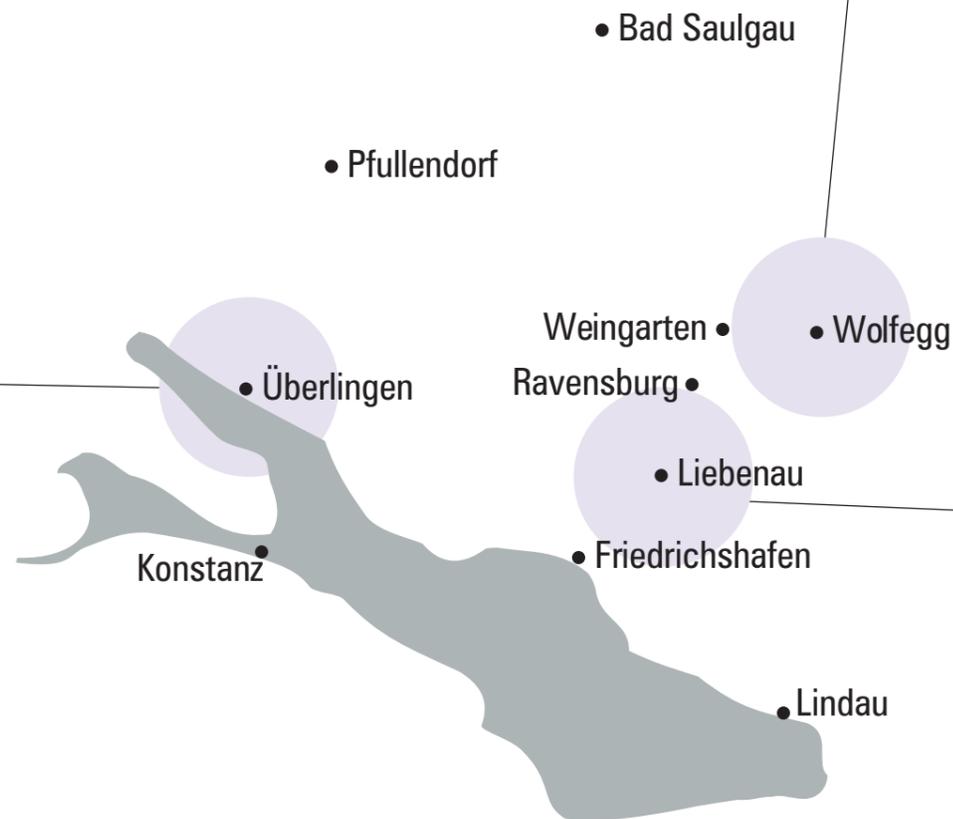


Beste Lage überm See. In den Pausen kann man den Park samt Aussicht auf Bodensee und Alpen genießen.

Das denkmalgeschützte Schloss Rauenstein wurde Anfang des vergangenen Jahrhunderts im Osten von Überlingen errichtet. Den neobarocken Bau umgibt ein öffentlicher Park, der eine wunderbare Aussicht über den Bodensee bietet. Im Jahr 2003 wurde das Schlösschen grundlegend saniert und beherbergt heute unter anderem die Akademie für Wissenschaftliche Weiterbildung (AWW) der Hochschule Ravensburg-Weingarten.

Im Schloss Rauenstein finden Vorlesungen der berufsbegleitenden Masterstudiengänge

„International Business Management“ und „Management im Sozial- und Gesundheitswesen“ statt. Doch auch wer nicht gleich einen kompletten Studiengang neben seinen beruflichen Pflichten belegen möchte, wird bei den Weiterbildungsangeboten der AWW fündig. Sei es im Rahmen eines Kontaktstudiums oder in Form einzelner Seminare und Lehrgänge. Eines steht auf jeden Fall fest: Einen schöneren Ort zum Studieren wird man schwer finden.



„Der akzeptierteste Neuwagen im Oldtimermuseum“



Foto: Christoph Oldenkotte

Normalerweise hat er einen eigenen Raum im Automuseum. Zwischen die historischen Karossen wurde der Stinger des Formula Student Teams Weingarten für den Auftakt in die Saison 2018 geschoben.

„Manche nennen es das Wunder von Wolfegg.“ Drunter macht er’s nicht, wenn er von seinem neu eingerichteten Museum im Allgäu spricht. Nicolas Flosbach begann 2015 an diesem Projekt zu arbeiten. Das Problem war nur, zu diesem Zeitpunkt war der komplette

Bestand des weithin bekannten Oldtimermuseums verkauft. Der ehemalige, große Stall stand leer. Doch der Zeitplan wurde eingehalten: Am „Carfreitag“ im April 2017 eröffnete das neue Automuseum, mit komplett neuer Ausstellung und – das ist Flosbach besonders wichtig – „mit halbjährlich wechselnden Sonderausstellungen.“

Im Untergeschoss des Museums ist ein ganzer Raum dem Formula Student Team Weingarten gewidmet. Die Rennwagen Stinger 14 und Stinger 15 stehen dort. Tafeln dokumentieren die Entwicklung des Teams. Auf einem Bildschirm läuft ein Video vom Renngeschehen. „Ich hatte keine Ahnung, wie professionell diese Rennserie abläuft. Das ist wirklich beeindruckend“, so der Museumsleiter. Vor allem für die jüngeren Gäste seien die Boliden eine besondere Attraktion. „Diese Rennwagen sind definitiv die akzeptiertesten Neuwagen in unserem Oldtimermuseum.“ Weitere Infos:

www.automuseum-wolfegg.de

Die Forscher von morgen:
Gemeinsam mit der PH und der DHBW veranstaltet die Hochschule die Kinder-Uni



Professor Dr. Jörg Wendorf (links) von der Hochschule Ravensburg-Weingarten ist nicht nur in der Kinder-Uni aktiv. Er ist neben Ralph Caspers auch Moderator beim „Maustag“ im Ravensburger Spieleland.

Wo kommen unsere ganzen Produkte her? Wie entstehen eigentlich Konflikte? Wie würde ein Außerirdischer die Welt sehen? Warum wirkt Werbung? Ist das gut, wenn Maschinen selber Maschinen erfinden? Fragen über Fragen. Aber wir wissen ja spätestens seit es die Sesamstraße gibt „Wer nicht fragt, bleibt dumm.“ Diese Energie der Neugierde ist es auch, die aus der Idee der Kinder-Uni ein so erfolgreiches Format macht.

Einmal pro Monat zeigen Professorinnen und Professoren bis zu 100 Kindern zwischen neun und zwölf Jahren, wie spannend ihr Wissensgebiet ist. Dazu laden die Städte Ravensburg und Weingarten zusammen mit den drei ansässigen Hochschulen in verschiedene Hörsäle ein. Einmal im Jahr ist auch das Ravensburger Spielland in Meckenbeuren Austragungsort einer Kinder-Uni-Vorlesung.

Weitere Infos:
www.kinderuni-ravensburg-weingarten.de

Vernetzte Mobilität als Hobby

Joachim Feßler hat sein E-Bike selbst gebaut



Foto: Franziska Mayer

Die erste Fahrt: Joachim Feßler ist begeistert von seinem neuen Lastenrad.

Von Katharina Koppenhöfer

Sein Fahrrad mit einem Elektromotor auszustatten, diesen Gedanken hatte Joachim Feßler bereits lange bevor große Firmen angingen, das Produkt für sich zu entdecken, das dann unter dem Namen E-Bike Karriere machen sollte. Die Idee dazu hatte der akademische Mitarbeiter an der Fakultät Elektrotechnik und Informatik sich im wahrsten

Sinne abgesehen. Denn jeden Morgen sah er beim Blick aus seinem Bürofenster einen Studenten, der mit hohem Tempo und doch mit großer Leichtigkeit den Anstieg zum H-Gebäude bewältigte. Feßler ahnte, dass dahinter nicht allein Muskelkraft steckte. Im Gespräch mit dem Studenten erfuhr er, dass dieser einen kleinen Motor an seinem Fahrrad angebracht hatte, den er sich zuvor über das Internet aus China bestellt hatte. Bereits wenige Tage später hielt Feßler die Lieferung aus Fernost in seinen Händen. „Den Motor habe ich dann an meinem Fahrrad montiert und habe die erste Testfahrt hier durch die Briachstraße gemacht“, berichtet er. „Ich war beeindruckt, wie schnell das Fahrrad mit dem Motor war.“ Freunde und Bekannte waren begeistert von der Erfindung, und Feßler rüstete in der Folgezeit über zehn andere Fahrräder auf.

Zur Faszination am selbstgebautes E-Bike kam die Begeisterung für Lastenräder und Fahrradanhänger. „Der größte Vorteil der E-Bikes ist, dass man problemlos auch Lasten ziehen kann. Dazu gibt es verschiedene Typen von Anhängern, die sich beliebig einsetzen und sogar kombinieren lassen“, erklärt Feßler. Das E-Bike und vor allem die Anhänger seien für ihn Gebrauchsgegenstände, die täglich zum Einsatz kommen.

Verschiedene Verkehrsmittel kombinieren

In seiner Freizeit engagiert sich Feßler unter anderem im Bündnis für Umwelt und Soziales in Aulendorf. Auch hier ist er mit seinem Bike samt Anhänger unterwegs, wenn zum Beispiel Plakate aufgehängt werden müssen. „Die meisten Menschen denken, dass man mit dem Auto schneller sei, aber gerade bei kurzen Strecken ist das überhaupt nicht der Fall“, sagt Feßler. Für längere Strecken, zum Beispiel den Weg von seinem Wohnort Aulendorf zur Hochschule in Weingarten nimmt er sein Elektroauto Twizy, auch weil es noch keinen gut ausgebauten Radweg durch das Schussental gibt.

„Interessant finde ich es, über vernetzte Mobilität nachzudenken und die verschiedenen Verkehrsmittel zu kombinieren. Zum Beispiel kann ich ab 9 Uhr mein E-Bike kostenlos im ganzen bodo-Bereich mitnehmen und bin damit auch schon zur Messe nach Friedrichshafen gefahren“, erzählt Feßler begeistert. Freuen würde er sich über die Einführung des Jobrad-Programms an der Hochschule, bei dem Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ein E-Bike leasen können. Auch für Dienstfahrten könne man Lastenräder einsetzen und somit gleichzeitig Werbung für eine umweltbewusste, innovative Hochschule machen. „Schließlich gibt es hier an der Hochschule den Studiengang Elektromobilität, und da würde ein solches Fahrzeug doch hervorragend passen.“

„Was kann ich tun?“



Dr.
Michael
Paul

Vorsitzender
des Hochschulrates

Foto: Christoph Olden

Christoph Oldenkotte: Was ist – in einem Satz – für Sie die Hochschule Ravensburg-Weingarten?

Dr. Michael Paul: Die Hochschule spielt eine herausragende Rolle für junge Menschen, die sich in der Region in den Bereichen Technik, Wirtschaft und Sozialwesen ausbilden lassen und später ihr Wissen auch im Beruf vor Ort einbringen wollen.

Was ist Ihre Aufgabe als Vorsitzender des Hochschulrates? Und was motiviert Sie zu diesem Engagement?

Der Hochschulrat ist im Wesentlichen zuständig für die Begleitung der strategischen Entwicklung der Hochschule. Ich bin als Leiter dieses Gremiums der Ansprechpartner für Rektor und Rektorat. Ich habe dieses Ehrenamt gerne übernommen, da mir eine praxisorientierte Ausbildung im Hinblick auf gute Berufschancen sehr am Herzen liegt.

Sie haben dieses Amt seit 2009 inne. Wo fielen in dieser Zeit wegweisende Entscheidungen?

Was sicherlich wegweisend ist, und was mir auch persönlich am Herzen liegt, ist die Internationalisierung der Hochschule, um die Studierendenzahl trotz der demographischen Einflüsse wenigstens auf dem jetzigen Niveau zu halten, um die Attraktivität des Bildungsangebots und damit letztlich die Existenz der Hochschule dauerhaft zu sichern. Und damit meine ich keineswegs nur die Studierenden, sondern man muss diese Entwicklung auch in Bezug auf die Lehrenden denken.

Wie unterscheiden sich solche strategischen Überlegungen einer Hochschule zu denen eines Unternehmens?

Der Freiheitsgrad einer Behörde ist naturgemäß geringer. Die Budgetierung und Mittelzuweisung erfolgt durch Landesministerien – und die Mittel sind bekanntlich sehr begrenzt. Der verantwortliche Umgang mit Steuermitteln ist zweifellos richtig und wichtig, eine stärkere Priorisierung von Aufwendungen für hochqualifizierte Bildung wäre allerdings

wünschenswert. Zumindest sollte den Hochschulen zur Erfüllung ihres Bildungsauftrags mehr Spielraum bei der an den jeweiligen Gegebenheiten orientierten Nutzung der verfügbaren Mittel eingeräumt werden. Die Hochschulen hätten damit verstärkt die Chance sich auf dem „Markt“ für die Studierenden attraktiv zu machen.

Die Hochschule befindet sich tatsächlich in einem Wettbewerb, der für sie vielleicht noch ungewohnt ist.

Ich finde es wünschenswert, wenn die Studierenden als Kunden betrachtet werden. Das wichtigste Kriterium dabei sollte sein, wie sich die Absolventinnen und Absolventen anschließend auf dem Arbeitsmarkt bewegen können. Je interessanter sie für den Arbeitsmarkt sind, desto besser hat die Hochschule ihren Job gemacht.

Die Dampfmaschine hinter uns steht auch für Veränderung. Wie wird sich Ihrer Meinung nach das Studium verändern? Wo steht die Hochschule in zehn Jahren?

Man muss hier sicher unterscheiden zwischen dem zukünftigen Profil von Studierenden und Lehrenden und den Lehrinhalten und Lernmethoden.

Wenn man weiter in die Zukunft schaut, wird sich die Frage stellen, ob wir es geschafft haben, die Hochschule umfassend zu internationalisieren. Das heißt zum Beispiel alle Studiengänge auf Deutsch und Englisch anzubieten für eine zunehmend buntere, internationalere Klientel. Auch die der Hochschule verbundenen Unternehmen und zukünftigen Arbeitgeber sind international tätig. Wir brauchen junge Leute, die keine Angst haben vor internationaler Tätigkeit, die schon während ihres Studiums Kontakte knüpfen und Sprachen lernen. Dazu bedarf es nicht einer oberschwäbischen Hochschule mit internationalen Kontakten, sondern einer internationalen Hochschule in Oberschwaben. Bei den Methoden und Inhalten wird es große Veränderungen geben. E-Learning ist ein Stichwort. Die Digitalisierung verändert den Zugang und die Verfügbarkeit von Daten. Aus massenhaft angebotenen Infor-



mationen Wissen und Erkenntnis zu gewinnen und nicht Überforderung und Verwirrung, das wird die Herausforderung sein.

Welche Veränderungen nehmen Sie wahr bei den Studierenden?

Das Kommunikationsverhalten hat sich total verändert. Das Smartphone bestimmt das Leben. Die letzte Nachricht ist die wichtigste. Eine tiefergehende Auseinandersetzung mit den Hintergründen kommt zu kurz. Informationsverarbeitung erfolgt auf Basis dieser vielen, schnellen, kleinen Eindrücke. Meine Sorge ist, dass dabei nicht ausreichend Raum bleibt für das Durchdringen und die Reflexion. Das sage ich ganz ohne Vorwurf, ich sehe in der Verfügbarkeit dieser Informationsfülle einen hohen Wert, aber eben auch eine große Herausforderung. Da verändern sich Denkstrukturen. Es ist wichtig, dass sich die Lehrenden dieser Prozesse bewusst sind. Ein positives Beispiel ist der selbstverständliche Umgang mit komplexen Menüs. Das sind sehr strukturierte Denkprozesse, die die sogenannten „Digital Natives“ verinnerlicht haben, die der älteren Generation aber eher schwer fallen.

Sie haben Ihr Studium 1973 an der TU München aufgenommen.

Kann man das noch mit einem Studium heute vergleichen?

Wir saßen im ersten Semester mit über 1.000 Studentinnen und Studenten in den Grundlagenvorlesungen. Das ist dort heute noch so, Uni eben. Dagegen kann man an einer Hochschule für Angewandte Wissenschaften ja fast schon von Klassen sprechen. Das kann man nicht vergleichen. Ich halte den intensiveren Kontakt zwischen Profs und Studierenden, wie er hier möglich ist, für sehr positiv.

Als wissenschaftlicher Mitarbeiter waren Sie unter anderem für den Lehrbetrieb verantwortlich. Wie beurteilen Sie die Bedeutung des Studiums als Lebensabschnitt?

Es ist eine wichtige Phase der Persönlichkeitsentwicklung. Deshalb darf das Studium auch in Zukunft nicht nur am PC stattfinden. Die Hochschule ist auch eine soziale Gemeinschaft, ein Miteinander von Studierenden, Professorinnen und Professoren. Auch soziale Kompetenz ist ein wichtiger Beitrag zur „Employability“.

Als ZF-Vorstand haben Sie gesagt, man müsse bereit sein, tagtäglich alles auf den Prüfstand zu stellen. Ist dieses tägliche Infragestellen, das faustische allem-auf-den-Grund-gehen-Wollen besonders deutsch? Und gibt es womöglich einen Zusammenhang zu so etwas wie Technologieführerschaft?

Das ist mir zu philosophisch. Außerdem bin ich vorsichtig mit der Zuordnung von Kompetenzen zu Nationen. Aber: in Technologie und Tüftelei sind wir gut aufgestellt. Es geht einfach um die Fragen „Wie mache ich das?“ und „Geht es besser?“. Das Problem im Alltag ist, dass die Dringlichkeit vieler Dinge die Hinterfragung der Prozessabläufe

nicht zulässt. Genau dies entscheidet aber über Fortschritt und Wettbewerbsfähigkeit. Viele Firmen in unserer Gegend agieren in weltweitem Wettbewerb. Ständiges Hinterfragen als Voraussetzung für Innovation ist da unerlässlich. Dem Nachwuchs für diese Firmen in der Region eine derartige Denkhaltung mitzugeben, ist eine wichtige Funktion der Hochschule.

Sie sind in Ludwigshafen aufgewachsen, waren lange in München, berufliche Stationen danach waren Passau, Saarbrücken und Friedrichshafen. Wo ist für Sie Heimat?

ZF war meine berufliche Heimat. Private Heimat ist, wo Familie ist, vor allem in Passau und hier, das heißt am Bodensee, hier haben wir viele Freunde. Es gibt nicht den einen Punkt, den ich Heimat nennen würde. Es sind eher viele Heimaten, was auch schön ist.

Wie haben Sie die Oberschwaben erlebt?

Ach wissen Sie, es gibt überall nette Menschen, und es gibt überall Stinkstiefel.

Was sind Ihre Herausforderungen nach Ihrem Ausscheiden bei ZF?

Wo es sinnvoll ist, kann ich noch Erfahrung einbringen. Ich bin nicht tatenlos. Der Unterschied ist, dass ich jetzt selbst bestimme, wo ich mich engagiere und wo nicht. Das bedeutet einen beachtlichen Gewinn an Lebensqualität.

Wenn Sie auf Ihre Karriere zurückblicken, welchen Rat würden Sie heutigen Studierenden geben?

Ich habe viel gearbeitet, und ich habe auch viel Glück gehabt. Ich kann keine Empfehlung abgeben, wenn jemand fragt: Wie werde ich Vorstand? Zu einer Karriere gehört immer dazu, dass man solide und fleißig arbeiten muss, aber auch dass man ein Stück weit bereit sein muss, Arbeit vor persönliche Interessen zu stellen. Erst zu fragen, was kann ich tun, und nicht, was bekomme ich. Eine solche Haltung wird sich früher oder später auszahlen.

Was würden Sie rückblickend anders machen?

Ich bin sehr zufrieden. Ich habe in einem tollen Unternehmen gearbeitet, wollte nie woanders hin. Ich habe keine Wehmut, dass ich etwas verpasst hätte.



Hochzeit in Indien

Am 30. Dezember 2016 haben Ankita und Artur geheiratet. Zwei Tage lang haben sie gemeinsam mit Familie und Freunden die traditionelle, farbenfrohe Hochzeit in Ankitas Heimatland Indien gefeiert. „Es war mein erster Tag an der Hochschule und ich wusste nicht, wo meine Vorlesung stattfindet. Da habe ich Artur angesprochen und so haben wir uns kennengelernt“, erzählt die Informatikerin lachend. Sie lebt seit 2013 in Weingarten und arbeitet am Institut für Künstliche Intelligenz der Hochschule Ravensburg-Weingarten.



Willkommen im Erfolgsteam.

Auf Vielfalt spezialisieren

Zusammen mit Liebherr haben Sie bereits während Ihres Studiums viele interessante Möglichkeiten. In einem Praktikum können Sie bei uns erste Berufserfahrungen sammeln. Gerne unterstützen wir Sie aber auch bei der Bearbeitung einer herausfordernden Themenstellung im Rahmen Ihrer Abschlussarbeit. Hochmotivierten Absolventen bieten wir darüber hinaus die Möglichkeit des Direkteinstiegs in unserer internationalen Firmengruppe.

Unser Angebot:

- Mitarbeit in einem international erfolgreichen Familienunternehmen
- Abwechslungsreiches Arbeitsumfeld und faszinierende High-Tech-Produkte
- Sehr gute Möglichkeiten zum Auf- und Ausbau von Fachkompetenz und persönlichen Fähigkeiten
- Gezielte individuelle Förderung

Bewerben Sie sich jetzt. Willkommen im Erfolgsteam.

Weitere Informationen unter:
www.liebherr.com/Karriere

LIEBHERR

Die Firmengruppe